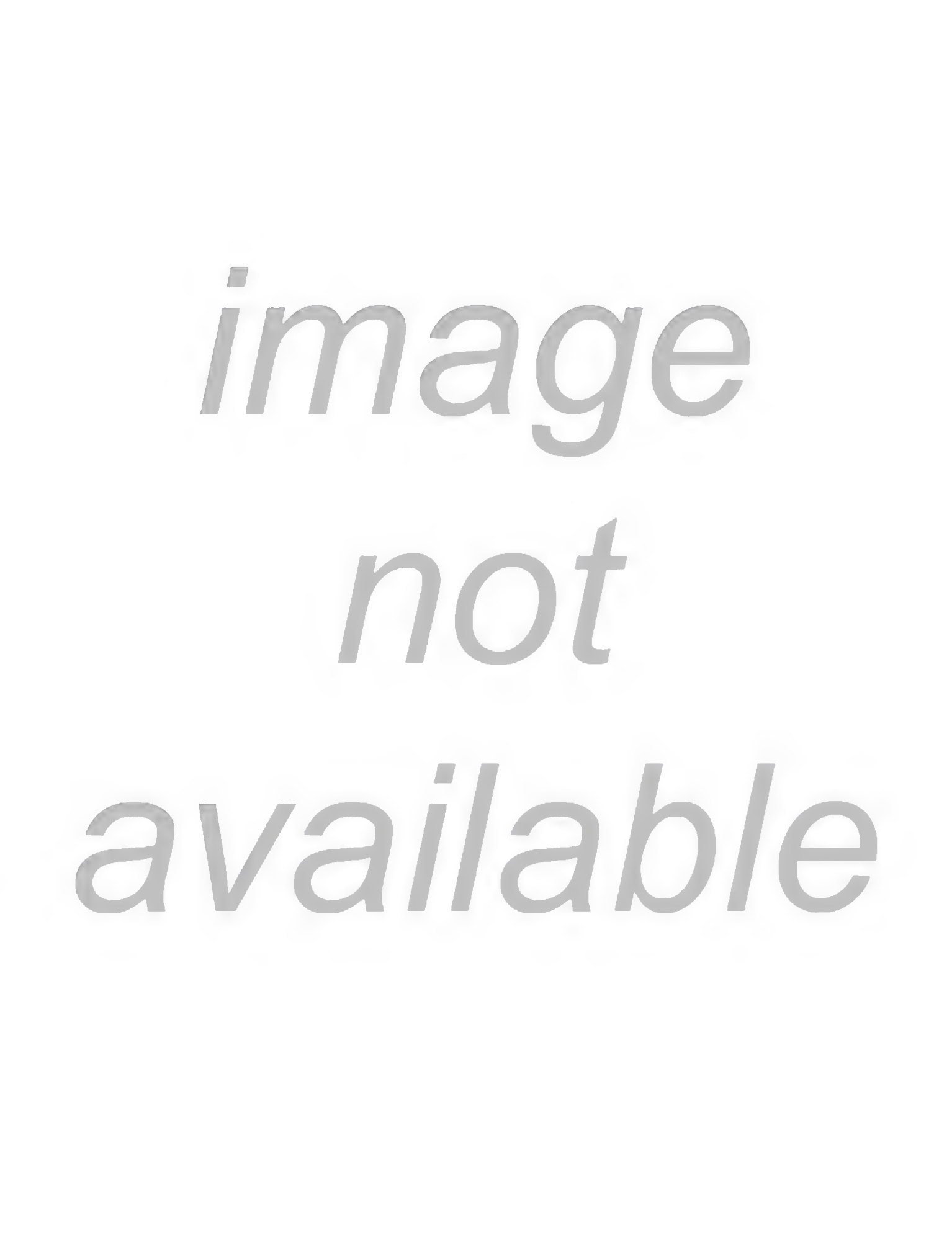


image
not
available

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

T. V. HELD

Märchen und Sagen der altlandischen Negro

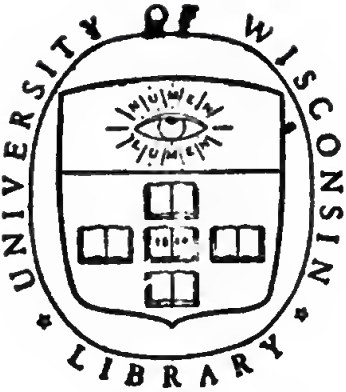
Digitized by Google

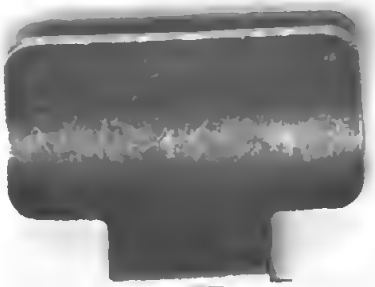
Digitized by Google

T. V. HELD

Märchen und Sagen der afrikanischen Neger

Digitized by Google


UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY



Märchen und Sagen der afrikanischen Neger.

Gesammelt von

C. von Held.

Mit Buchschmuck von G. Nehring

Jena 1904.
H. W. Schmidt's Verlagsbuchhandlung
(Gustav Tauscher).

Alle Rechte vorbehalten.

Unveränderter fotomechanischer Nachdruck der Originalausgabe
ZENTRALANTIQUARIAT
DER DEUTSCHEN DEMOKRATISCHEN REPUBLIK
LEIPZIG 1970

Ag 509/364/69 III/18/203

GR
350
H4
1970

Vorwort.

Die Sagen der afrikaniſchen Neger ſind ein überraſchend reichhaltiger literariſcher Schatz, welcher die alte Annahme beſtätigt, daß das Geiſtesleben aller Völker und Raſſen das gleiche iſt, ſo lange es in der Kindheit ſeiner Entwickelung ſich befindet. Was ſich in vielen Jahrhunderten auf dem ſchwarzen Kontinent an Literatur ſeiner Eingeborenen durch Tradition erhalten hat, ſteht den europäiſchen alten Fabeln und Sagen nicht nach; der einzige Unterſchied iſt, daß dieſe einen ſteten Fortgang des Innenlebens, der Kultur der kaukaſiſchen Raſſen bekunden, während der Afrikaneger ſich noch heute in ſeiner Kindheit befindet. Es läßt ſich nicht einmal ungefähr angeben, wieviel verſchiedene Stämme und wieviel Sprachen auf dem afrikaniſchen Feſtlande leben; nur ſoviel iſt ſicher, daß beider Zahl enorm iſt. Sind doch allein auf deutſch-oſtafrikaniſchem Gebiete gegen fünfzig ſcharf voneinander getrennte Zungen anzutreffen. Um ſo ſonderbarer iſt die Tatſache, daß die Verſchiedenheit der Sprachen eine nicht dem entſprechende Verſchiedenheit der Literatur der Völker Afrikas zur Folge hat. Wir finden die Erzählungen des Nordens im Süden wieder, in veränderter Geſtalt zwar und ſich den verſchiedenen Lebensgewohnheiten und Umgebungen anpaſſend, aber unverkennbar dieſelben

Ideen in ſich tragend. Auffallend tritt dieſe geiſtige Verwandtſchaft der Geſchichten hervor in folgenden:

Wie der Tod in die Welt kam. (Zuluſage.)

Wie es kommt, daß die Naſe des Haſen geſpalten iſt. (Hottentottenfabel.)

Warum es gut iſt, daß die Menſchen ſterben. (Sage der Eingeborenen am Viktoriaſee.)

Die Sage vom Chamäleon. (Sage der Hauſſaneger im Innern Afrikas.)

Warum der Menſch ſtirbt. (Sage von der Goldküſte.)

Die große Familie der Bantuvölker, d. h. der ſüdlich vom Äquator lebenden Afrikaneger, zu denen indeſſen die Hottentotten nicht zu rechnen ſind, da ſie eine Familie für ſich bilden, beſitzt eine beträchtliche Anzahl von Sagen, deren Hauptperſon ein Kind iſt, das irgend eine Sache verſchenkt oder verleiht, dieſelbe wiederfordert und findet, daß ſie verloren oder zerbrochen iſt. Als Schmerzensgeld bekommt es dann einen anderen Gegenſtand, mit dem es dieſelbe Erfahrung macht. Die Sache wiederholt ſich mehrmals und wirkt dadurch ſchließlich lähmend auf das Intereſſe. Was aber von Intereſſe iſt, das iſt ihre Verbreitung über den ganzen afrikaniſchen Kontinent und über ihn hinaus auf ſeine Inſeln. Man kann nur annehmen, daß ein großer Kreis der afrikaniſchen Sagen einem vorgeſchichtlichen Zeitalter angehört und ſich langſam weiter und weiter verbreitet hat, allmählich ſeine Farben und Gewänder ändernd. Ein hervorragendes Beiſpiel von Geſchichten dieſer Art, iſt:

Eine Geſchichte der Neger von Damaraland;

Eine Erzählung aus Madagaskar;

Eine Geſchichte von der Sierra Leonaküſte;

Eine Geſchichte der Zulus.

In allen vier Erzählungen handelt es ſich um geſchenkte, vertauſchte und zerbrochene Sachen. Die Otyiherero- oder Damaraerzählung und Madagaskarſage ſind in vielen Punkten verſchieden, weiſen aber auch augenſcheinliche Übereinſtimmungen auf. So iſt der erſte Tauſchgegenſtand in beiden eine Nadel, ihr folgt in der Damarageſchichte eine Frucht, in der der Malagaſſen eine Pflanze, dann finden wir in beiden die Axt. In beiden Fabeln ſind außer Lebensmitteln immer eiſerne Gegenſtände die Tauſchobjekte, und ſie werden ſtets weitergegeben an Leute, denen vorher der Nutzen des Eiſens unbekannt ſchien. So kann man wohl annehmen, daß dieſe Fabeln entſtanden zur Zeit, da das Eiſen den Stein zu erſetzen anfing, und ſomit dürften dieſe Erzählungen zu den früheſten literariſchen Erzeugniſſen der Eingeborenen Afrikas zu rechnen ſein; denn die Kunſt des Eiſenſchmelzens und der Eiſenarbeit war offenbar zur Zeit der erſten Europäer in Afrika nicht neu, da bereits die älteſten Kunden von ihrem Vorhandenſein berichten. Was annehmen läßt, daß die Sage ihr erſtes Entſtehen ſogar einer Zeit verdankt, in der der Eiſengebrauch noch unbekannt war, iſt der Umſtand, daß die Verſion an der Sierra Leonaküſte nichts vom Eiſen weiß. Während in der Zulu- und Madagaskargeſchichte nur Perſonen eine Rolle ſpielen, ſind bei den Herero- und Sierra Leonavölkern Tiere und Gegenſtände die Träger der Handlung. Die Sprache der Bewohner Madagaskars iſt polyneſiſchen Urſprungs, hat alſo nichts mit den Bantuſprachen gemein. Für das Auftreten jener Sage auf der Inſel läßt ſich aber leicht eine Erklärung finden. Der nahen Afrikaküſte ſind viele Worte im täglichen Sprachgebrauch der Malagaſſen entlehnt, da der Verkehr zwiſchen dem Feſtlande und der Inſel ſeit Urzeiten ein reger war. Mit der Übernahme

von Teilen der Sprache hat ſich wohl auch ein Teil der Literatur eingeſchlichen. — Der deutſche Reineke Fuchs hat in den Negerſagen Afrikas ſein würdiges Gegenſtück gefunden; er tritt in Geſtalt des Kaninchens, Haſen, Schakals, ja der Schildkröte auf und iſt ſtets mit der verſchlagenen Schlauheit ausgeſtattet, die wir an Freund Reineke kennen. Der Haſe und die Schildkröte (Kamerunmärchen) und der Löwe und die Schildkröte (Yaoſage) ſind die treuſten Reinekegeſchichten und haben nebenbei eine unverkennbare Ähnlichkeit mit unſerem braven Swinegel, der ſich auf einen Wettlauf mit dem Haſen einließ. — Von großem Intereſſe für Völkerkundige iſt der Umſtand, daß die Hottentotten eine ſo reichhaltige Tierfabelkollektion beſitzen. Man hatte ſich gewöhnt, gerade dieſes Volk für ein ſo untergeordnetes anzuſehen, daß die Entdeckung einer Literatur, die den erſten Platz in der der farbigen Völker Afrikas einnimmt, eine Überraſchung iſt. Über das Origin des Hottentottenvolkes ſchwebt tiefſtes Dunkel; doch iſt gerade der Fabelſchatz dieſes Volkes, und mehr noch die Ähnlichkeit der Fabeln mit unſeren eigenen, eine Beſtätigung der oft ausgeſprochenen Annahme, daß die Hottentotten nordafrikaniſchen Urſprungs ſind und bereits in alten Zeiten mit den Völkern Europas Fühlung hatten. Sprachforſcher weiſen überdies zwiſchen der Sprache der Hottentotten und der alten Ägypter Ähnlichkeiten nach. Über die Verwandtſchaft der afrikaniſchen Negerliteratur untereinander läßt ſich viel ſagen; doch iſt eine Abhandlung darüber weder der Zweck der vorliegenden kleinen Sammlung, noch iſt meine Kenntnis der Sprachen und Völker Afrikas eine annähernd genügende, um mich weiter auf dieſes hochintereſſante Thema einlaſſen zu können. Dieſe Sammlung der afrikaniſchen Literatur ſoll lediglich dazu beitragen zu unterhalten und Erwachſenen

wie Kindern daheim den Erdteil und ſeine Bewohner näherzubringen, in dem ſo viele unſerer Intereſſen liegen, und der hoffentlich mehr und mehr ein Faktor in der deutſchen Weltſtellung und Macht ſein wird.

Einen ganz beſonderen Dank ſchulde ich dem Vorſtande der Kapſtädter Stadtbibliothek, der mir in entgegenkommendſter Weiſe geſtattete, aus alten Zeitſchriften, Magazinen uſw. für meinen Zweck zu ſchöpfen. Profeſſor Cameron aus Kapſtadt ließ mich liebenswürdig von ſeiner Kenntnis der Madagaskarliteratur profitieren, wie auch Mr. Ritchie aus Port Eliſabeth und viele deutſche und engliſche Freunde mich in jeder Weiſe bei meiner Arbeit unterſtützt haben, indem ſie mir erzählten, was ſie beim nächtlichen Feuer auf Wanderungen tief im Innern oder an der Küſte von Eingeborenen zu hören bekommen haben. Die Geſchichten „Vom Vogel, der Milch gab“ und vom „Cakyane-bo-Cololo“ ſind mir von den Mönchen der Miſſionsſtation Marianhill in Natal zugegangen, und ſchließlich hat das Seminar für orientaliſche Sprachen in Berlin in ſehr freundlicher Weiſe ein Intereſſe an der Arbeit gezeigt, indem es mich mit verſchiedenen Nao-Erzählungen, alſo des Stammes aus dem Süden unſeres oſtafrikaniſchen Schutzgebietes, verſorgte.

Ich gebe mein Manuſkript mit dem Wunſche aus der Hand, daß es daheim das Intereſſe finden und dem Zwecke dienen möge, die von mir angeſtrebt ſind.

Kaffraria in Südafrika, März 1904.

T. v. Held.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort von T. v. Held . . . . . .
Sikulume. Ein Negermärchen der Kaffern der Kapkolonie . 1
Wie der Tod in die Welt kam. Zulusage 12
Die Braut des Häuptlings. Kafferngeschichte 14
Die Sage von den wunderbaren Hörnern. Hottentottenmärchen 21
Häuptling der Tiere. Kaffernsage 24
Die Löwin und die Antilope. Suahelisage 26
Goso. Märchen aus Mombassa 27
Der Hase, die Hyäne und der Löwe. Märchen aus Mombassa 31
Tiere und Menschen. Suahelisage 34
Der träge Mahomed. Ein Sansibarmärchen 40
Drei Worte. Sansibarsage 59
Der Wind. Buschmannsage 61
Die verlorenen Kinder Gottes. Eine Madagaskarsage . . . 62
Viel Suchen wirbelt Staub auf. Eine Betschuanageschichte . 64
Die fliehenden Kinder. Eine Hereroſage 67
Der kluge Schakal. Ein Hottentottenmärchen 72
Treue Liebe. Ein Märchen vom See Nyassa, erzählt von einem Mädchen des Mkiputa-Stammes 77
Das Kind und der Regen. Ein Nyassamärchen 79
Der Löwe und der Schakal. Ein Hottentottenmärchen . . . 82
Die Löwin und der Strauß. Ein Betschuanamärchen . . . 85
Eine Zulukindergeschichte 86
Der kleine Rotbauch. Eine Geikageschichte 88
Der verwandelte Kürbis. Ein Zulumärchen 91
Eine Tierfabel der Somalineger 93
Ein Zulumärchen von der Hyäne 93
Wie es kommt, daß die Nase des Hasen gespalten ist. Ein Hottentottenmärchen 95
Warum es gut ist, daß die Menschen sterben. Eine Sage der Eingeborenen vom Viktoriasee 96
Die Sage vom Chamäleon. Eine Geschichte des Haussastammes 97
Warum der Mensch stirbt. Eine Sage von der Goldküste . 98
Der Hase und die Schildkröte. Ein Kamerunmärchen . . . 99
Die Ziege, der Löwe und die Schlange. Eine Sage der Basoto, eines Eingeborenenstammes aus dem Kongogebiet . . . 103

Seite

Kimyera. Ein Märchen der Wanyoro aus der Landſchaft Unyoro, nördlich vom Viktoria-Nianza 110
Der Geſang des Kindes. Eine Yaoſage 126
Der Häuptling und der Vogel. Eine Yaoſage 130
Der Löwe und die Schildkröte. Eine Yaoſage 132
Die Klugheit des Haſen. Yaoſoge 134
Warum der Löwe und der Leopard vor dem Hyänenhunde fliehen. Yaoſage 137
Ein kluger Richter. Hottentottenfabel 140
Der Löwe und der Schakal. Hottentottenfabel 142
Die Niederlage des Löwen. Hottentottenfabel 143
Von Cakyane-bo Cololo. Zuluſage 144
Der Wolkenſchmaus. Hottentottenfabel 149
Warum der Schakal einen langen, ſchwarzen Streifen auf dem Rücken hat. Hottentottenfabel 151
Warum der Haſe flieht. Eine Fabel der Hauſſaneger . . . 152
Warum der Feldhaſe keinen Schwanz hat. Sage aus Namaqualand 153
Beſtrafter Undank. Woloſſiſche Fabel aus Boilats Grammaire de la langue Wolosse 154
Wie du mir, ſo ich dir. Bullomfabel aus Grammar and Vocabulary of the Bullom language von Nylander (1814) . . 156
Haſe und Affe. Woloſſenfabel aus Baron Bagers Recherches philosophiques sur la langue Oulofe. Paris 1829 158
Vom Vogel, der Milch gab. Kaffernſage, dem Jeſuitenpater Torrend nacherzählt 159
Die Geſchichte von den zwei Frauen. Eine Kaffernerzählung 164
Der ſtolze Schmetterling. Aus Boilats Grammaire de la langue Wolosse. Paris 1858 170
Der Storch und die Kröten. Bornuſche Fabel aus „African Native Litterature“. London 1854 171
Eine Geſchichte der Neger von Damaraland 173
Eine Erzählung aus Madagaskar 177
Eine Geſchichte von der Sierra Leonaküſte 180
Eine Geſchichte der Zulus 183
Maſewe. Eine Yaoſage 187
Der Greif. Eine Yaoſage 189
Eine Kaffernkindergeſchichte 192
Warum die Hyäne ein buntes Fell hat. Eine Hauſſageſchichte 197
Sprichwörter der Suaheli, Damara (Ovaherero), Herero, Betſchuana, Kaffern, Zulu 199
Zuluſchlummerlied 202

Sikulume.

Ein Negermärchen der Kaffern in der Kapkolonie.[1])

In einem Kaffernkraal[2]) lebte vor Zeiten ein alter Mann, der war ſehr arm. Wenige Stück Vieh nur nannte er ſein eigen, und Töchter, deren Heirat ihm Beſitz zuführen konnte, hatte er nicht. Eines Tages ſaß er im hellen, klaren Sonnenſchein vor ſeiner Hütte, rauchte Tabak und ſtarrte ins Freie. Plötzlich erregte das Gezwitſcher einiger Vögel in einem nahen Dornbuſch ſeine Aufmerkſamkeit. Er blickte auf und ſah ſieben Vögel von ungewöhnlicher

[1]) Die Kapkaffern ſowohl wie die Zulus ſchätzen ihren Reichtum nach der Anzahl ihrer aufwachſenden Töchter. Die Geburt einer Tochter bedeutet für die Eltern eine Beſſerung ihres Wohlſtandes; denn das Liebeswerben jedes Kaffernfreiers muß durch ein Angebot von Ochſen, die er dem erwünſchten Schwiegervater als Entgelt für die Dame ſeiner Wahl bietet, unterſtützt werden. Da nun bei den ſüdafrikaniſchen Völkern der Reichtum nicht in klingender Münze, ſondern in blökendem Vieh beſteht, ſo hat der Meiſtbietende die beſten Ausſichten auf Verwirklichung ſeiner Wünſche.

[2]) Ein Kraal iſt ein Negerdorf. Kaffern leben in Hütten, welche in Geſtalt von Halbkugeln, aus ſtarkem Geäſt geflochten und mit Pfählen in den Boden befeſtigt ſind. Sie ſind vollkommen vor den Unbilden des Wetters geſchützt. Die größten dieſer Hütten haben einen Durchmeſſer von 25 Fuß und eine Höhe von 8 Fuß. Der einzige Zugang iſt eine ſchmale, niedrige Öffnung, welche Tür, Fenſter und Rauchfang zugleich iſt. Das Innere iſt immer rauchig und meiſt ſchmutzig. Gewöhnlich bauen die Kaffern ihre Kraale oder Dörfer auf einer Anhöhe, die eine weite Ausſicht bietet.

Schönheit vor ſich; auch ihr Geſang unterſchied ſich von allem, was er Ähnliches bisher gehört hatte.

Da ging der alte Mann zu dem Häuptling ſeines Stammes und ſagte ihm, was er geſehen hatte.

Dieſer hörte ſchweigend zu; dann ſprach er: „Wieviele Vögel, ſagteſt du, waren es?“

Der alte Kaffer antwortete: „Sieben“.

„Du haſt recht getan, mir davon zu ſagen“, fuhr der Häuptling fort. „Zum Lohne dafür ſollſt du meine ſieben fetteſten Kühe haben. Ich habe ſieben Söhne im Kriege verloren. Die ſieben Vögel ſollen ſie mir erſetzen; denn wer ſagt mir, daß ſie nicht meine getöteten Söhne ſind? Die kommende Nacht darfſt du nicht ſchlafen, ſondern mußt wachen und Sorge tragen, daß die Vögel nicht fortfliegen. Morgen früh werde ich ſieben Knaben erwählen, die ſollen die Vögel fangen.“

Der alte Mann tat, wie ſein Häuptling ihm geboten hatte.

Am folgenden Morgen ſammelte dieſer ſeinen Stamm um ſich und erzählte von den Vögeln. Hierauf wählte er ſechs der mutigſten Knaben, geſellte ihnen ſeinen Sohn bei, der ſtumm war, und hieß ſie gehen, um die Tiere zu fangen. Bei ſeinem Zorn verbot er ihnen, ohne dieſelben vor ſeine Augen zu treten. Dann gab er ihnen Waffen und befahl ihnen, jedermann zu töten, der ſich ihnen etwa wiederſetzen wollte. Mehrere Tage hintereinander verfolgten die Knaben nun die Vögel, ohne ſie fangen zu können. Endlich aber fielen ſie erſchöpft zur Erde und ließen ſich willig aufheben. An der Stelle, wo die Knaben ihre Aufgabe gelöſt hatten, blieben ſie über Nacht.

Am nächſten Morgen machten ſie ſich auf den Heimweg. Sie kamen zu einer Hütte, in der ein luſtiges Feuer

brannte; aber es war niemand darin. Da gingen ſie hinein und legten ſich ſchlafen.

In der Nacht aber wachte der eine der Knaben auf und hörte eine Stimme ſagen:

„Hier iſt ja ſchönes Fleiſch! Zuerſt werde ich dieſen, dann jenen, dann den dort nehmen; zu allerletzt ſoll der mit den kleinen Füßen dran kommen.“

Der „mit den kleinen Füßen“ aber war der Sohn des Häuptlings. Sein Name war Sikulume. Bis zu dem Tage, an dem er den Vogel gefangen hatte, war er ſtumm geweſen, nun war ſeine Zunge durch ein Wunder gelöſt.

Der Knabe, welcher die unheimliche Stimme gehört hatte, lag mehrere Minuten ganz ſtill. Dann ſah er beim ſchwachen Strahl des Mondes, daß der Sprecher, ein breitſchultriger, großer Mann, zur Hütte hinausging, wahrſcheinlich, um ſeine Freunde zum Mahle zu laden. Sofort weckte der Knabe ſeine Kameraden und teilte ihnen mit, was er gehört hatte. Sie verlachten ihn aber und meinten:

„Du haſt geträumt. Es iſt niemand in der Hütte geweſen.“

Er antwortete: „Geträumt habe ich nicht; ich rede die Wahrheit.“

Sie verabredeten nun, daß einer von ihnen wachen ſolle, und ſobald dieſer ein verdächtiges Geräuſch höre, die anderen wecken müſſe.

Nach einer kleinen Weile waren ſie bis auf einen wieder in feſten Schlaf gefallen. Es währte gar nicht lange, ſo ließen ſich Schritte vernehmen und gleich darauf dieſelben Worte wie vorhin.

„Sie werden alle gleich hier ſein,“ ſchloß der Kannibale ſeine Rede und rieb ſich vergnügt die Hände, indem er wieder zur Tür der Hütte hinaustrat.

Der zum Tode erſchrockene Knabe rief ſeine Gefährten, und in wenigen Sekunden befanden ſie alle ſich auf der Flucht.

Als der Kannibale aber mit ſeinen Freunden die Hütte betrat, die jetzt leer war, fielen die Betrogenen über den Betrüger her — denn ſie glaubten ſeinen Beteuerungen nicht — und verſpeiſten ihn.

Sikulume war geflohen, ohne in der Haſt an ſeinen Vogel zu denken. Als er dies bemerkte, beſchloß er ſofort umzukehren; denn er fürchtete den Zorn ſeines Vaters mehr als die Blutgier der Kannibalen.

Seine Gefährten ſuchten umſonſt, ihn von ſeinem Vorhaben zurückzuhalten.

„Seht her," rief Sikulume und bohrte ſeinen Aſſegai [3]) in die Erde, „wenn dieſer feſt und ſtill ſteht, dann ſollt ihr wiſſen, daß ich in Sicherheit bin; bewegt er ſich hin und her, ſo wißt, daß ich fliehe, fällt er aber hin, ſo ſei es euch das ſichere Zeichen meines Todes."

Damit ging er von ihnen und wandte ſich der Hütte der Menſchenfreſſer zu.

Auf dem Wege dorthin traf er ein altes Weib; das ſaß auf einem großen Steine und rief ihm zu:

„Wohin gehſt du?"

Er ſagte es ihr.

Da nahm die Frau aus einem Korbe etwas Fett und gab es dem Sohne des Häuptlings.

„Nimm dies," ſprach ſie. „Wollen die Kannibalen

---

[3]) Ein Aſſegai iſt die gewöhnliche Wurf- und Stoßwaffe der ſüdafrikaniſchen Eingeborenen. Es iſt dies ein lanzettenförmiger, lanzenartiger Speer, den die Schwarzen mit großer Geſchicklichkeit zu handhaben wiſſen und bei ſchier unglaublichen Entfernungen todbringend werfen können. Das Benutzen, ja ſelbſt der Beſitz dieſer Waffen iſt dem Eingeborenen jetzt ſtrengſtens unterſagt; dennoch haben ſie meiſt Verſtecke, wo ſie dieſe Schätze aufheben.

dir etwas anhaben, ſo wirf ein wenig davon auf einen Stein.“

Dann war die Alte verſchwunden. Sikulume ging weiter. Als er zu der Hütte kam, fand er ſie leer; nur ſein Vogel ſaß mit hängenden Flügeln am Eingange. Schnell nahm er ihn auf. In demſelben Augenblick aber hatten die Kannibalen von weitem den Knaben bemerkt und kamen mit lautem Geſchrei auf ihn zugerannt. Sikulume floh, ſo ſchnell ſeine Füße ihn tragen wollten; aber ſeine Verfolger verſtanden das Laufen gut, und in wenigen Minuten hatten ſie ihn faſt eingeholt.

Da warf Sikulume etwas von dem Fett, welches die Alte ihm gegeben hatte, auf einen Stein. Kaum ſahen dies die anderen, als ſie ſich in wilder Gier auf den Stein warfen. Es entſtand ein Handgemenge unter ihnen, bis einer den Stein verſchluckt hatte. Dann erſt ſetzten ſie ihre Verfolgung fort. Wieder waren ſie nahe an Sikulume herangekommen, als dieſer abermals von dem Fett, was er noch hatte, auf einen Stein warf. Dasſelbe Schauſpiel wie vorhin wiederholte ſich. Schließlich ſtürzten die Kannibalen über den, welcher den Stein verſchlungen hatte, her und töteten ihn. Sikulume hatte inzwiſchen einen guten Vorſprung bekommen; dennoch ſah er mit Schrecken, daß ſeine Feinde ſich ihm immer mehr näherten.

Um beſſer rennen zu können, warf er das Tuch, welches er um ſeine Hüften geſchlagen hatte, von ſich. Dasſelbe fing an zu laufen und ſchlug eine andere Richtung ein. Sofort ließen die Kannibalen von der Verfolgung Sikulumes ab und wandten ſich dem Tuche zu. Ehe ſie dasſelbe erreicht hatten, war der Knabe bei ſeinen Gefährten. Mit ihnen zuſammen eilte er nun dem Kraal ſeines Vaters zu. Bald gewahrten ſie ihre Verfolger wieder hinter ſich

und ſahen zu gleicher Zeit einen kleinen Mann neben einem großen Steine ſitzen.

Der Kleine rief ihnen, als ſie an ihm vorübereilen wollten, zu:

„Ich kann dieſen Stein in eine Hütte verwandeln."

„So tue es!" erwiderten die Knaben.

Er tat es, und die Knaben gingen alle in die Hütte; der kleine Mann ebenfalls.

In der Hütte ſpielten ſie allerlei Spiele.[4])

Als die Kannibalen nahe herzugekommen waren, witterten ſie Menſchenfleiſch; aber ſie ſahen nichts als einen großen Stein; denn von der Verwandlung desſelben in eine Hütte konnten ſie nichts bemerken.

Da wurden ſie ſehr zornig und fingen an, den Stein zu beißen, bis ihre Zähne zerbrochen waren. Laut heulend traten ſie dann den Heimweg an.

Als ſie weit fort waren, kamen die ſieben Knaben und der kleine Mann aus der Hütte, die eigentlich ein Stein war.

Die Knaben ſetzten nun ihren Weg fort.

Endlich erreichten ſie ihre Heimat; aber ſie ſahen niemanden, außer einem alten Weibe; dasſelbe kam ſcheu und angſtvoll um ſich ſpähend unter einem Aſchenhaufen hervorgekrochen. Es zitterte am ganzen Leibe und ſprach:

„Ich meinte, es wäre niemand übrig geblieben."

Sikulume ſprach: „Wo iſt mein Vater?"

---

[4]) Die Kaffern beſitzen einen großen Reichtum althergebrachter Spiele, bei denen es zumeiſt auf eine große Beweglichkeit und Geſchicklichkeit ihres Körpers ankommt. Daher kommt es auch, daß, wenn ſie in Berührung mit europäiſchen Einrichtungen kommen, ſie ſich meiſt vorteilhaft mit ſportlichen Spielen, wie tennis, Fußball und cricket befaſſen.

Die Alte antwortete: „Alle Leute ſind von dem Jnabulele [5]) verſchlungen worden."

Er fragte: „Wohin iſt das Ungeheuer gegangen?"

„Zum Fluſſe," war die Antwort.

Da gingen die Knaben an das Waſſer.

Sikulume ſprach: „Jch werde in das Flußbett ſteigen und dieſen Aſſegai hier mit mir nehmen. Seht ihr das Waſſer ſtark bewegt, ſo wißt, daß ich im Magen des Ungeheuers bin; iſt es rot, ſo habe ich es getötet.

Nach dieſen Worten ſprang Sikulume in das Waſſer und verſchwand. Kaum war er in der Tiefe, ſo verſchlang ihn das Ungeheuer, ohne ihm jedoch dabei ein Leid zu tun. Sikulume ſah in dem Magen des Tieres ſeinen Vater, ſeine Mutter, alle Leute ſeines Stammes und ihr Vieh.

Da nahm er ſeinen Aſſegai und durchſtach von innen nach außen das Ungetüm. Das Waſſer bewegte ſich und ſchlug in hohen, lauten Wellen an das Land, bis der Jnabulele tot war; dann wurde es blutrot und ſtill.

Als die ſechs Knaben das ſahen, ſchafften ſie den Leichnam an das Ufer, ſchnitten ein tiefes, breites Loch hinein und befreiten ſo, was gefangen geweſen war.

Eines Tages ſprach Sikulume zu einem anderen Knaben:

„Es iſt Zeit, daß ich von meinem Stamme, den ich beherrſchen werde, zum Manne erklärt werde. Dazu muß ein großes Feſt gefeiert werden. Sage meiner Schweſter, daß ſie gute Speiſe für mich bereiten ſoll."

Die Schweſter tat es.

Darauf ſprach Sikulume zu ihr: „Bringe mir ein

---

[5]) Jnabulele iſt ein ſagenhaftes Ungeheuer.

Stück von der Haut des Jnabulele, welches ich getötet habe; ich will mir einen Mantel davon machen."

Darauf rief das Mädchen ſeine Freundinnen und ging mit ihnen an den Fluß.

Dort ſang ſie:

„Jnabulele. Dich rufe ich!
Jnabulele! Sikulume, der ſendet mich."

Da kam der tote Körper des Ungetüms aus dem Waſſer.

Das Mädchen ſchnitt zwei kleine Stücke der Haut ab, groß genug, um Sandalen daraus zu machen, und ein großes für einen Mantel.

Nun Sikulume von ſeinem Stamme zum Manne erklärt worden war, ſprach er zu ſeinen Freunden:

„Jch werde die Tochter von Mangangezulu heiraten."

Sie erwiderten:

„Zu dem mußt du nicht gehen; Mangangezulu wird dich töten."

Er aber ſprach:

„Jch werde dennoch gehen."

Und er verſammelte um ſich ſeine Altersgenoſſen und befahl ihnen, ihn zu begleiten.

Der Weg zu Mangangezulu führte durch hohes Gras. Eine Maus kam daraus hervor und fragte Sikulume:

„Wohin des Weges?"

„Jn den Kraal Mangangezulus," war die Antwort.

Da ſang die Maus:

„Häuptling Sikulume, kehr heim, kehr heim;
Bei Mangangezulu darf niemand ſein."

Sikulume aber ſprach: „Jch werde dennoch hingehen."

„Wie du willſt," ſagte die Maus; „ehe du aber weiter gehſt, töte mich, ziehe mir das Fell ab und wirf es hoch in die Luft."

Er tat, wie die Maus ihm geboten hatte.

Das Fell ſprach:

„Gehe nicht in das Dorf Mangangezulus durch den großen Eingang; ſetze dich auf keine neue Matte [6]), wenn man dir zu eſſen anbieten wird, und ſchlafe in keiner Hütte, die leer iſt."

Die Knaben ſchritten weiter und kamen zum Dorfe Mangangezulus.

Sie betraten es von der Seite, welche die Maus ihnen gewieſen hatte. Die Leute, die nicht gewöhnt waren, Fremde anders als durch den großen Eingang zum Kraal kommen zu ſehen, fragten verwundert:

„Warum tun ſie dieſes?"

Sie entgegneten:

„Es iſt unſere Sitte."

Man brachte ihnen Speiſe und gab ihnen eine neue Matte zum Niederſitzen.

---

[6]) Matten ſind bei allen afrikaniſchen Negern vielfach im Gebrauch zu den verſchiedenſten Zwecken; ſie rauchen, ſitzen, ſchlafen auf ihnen. Wohl am meiſten ausgebildet iſt der Gebrauch und die Anfertigung der Matten im deutſchen Oſtafrika, wo die Mattenflechterei zu einer wahren Kunſtfertigkeit gediehen iſt. Sie hat die ſüdafrikaniſche Fertigkeit im Mattenflechten bei weitem überholt. Die Oſtafrikaneger haben daher auch eine große Mannigfaltigkeit in ihren Matten, denen vielfach ſehr komplizierte Muſter zugrunde liegen. Gemuſterte Mattenſtreifen flechten zu können, gilt bei den Suahelis für ein Zeichen hoher Bildung. Von den verſchiedenen Matten der Neger Oſtafrikas ſeien hier genannt: Ritanga, Plur. vitanga, runde Matten zum Ausbreiten der Nahrungsmittel, die zum Verkauf kommen, Jamoi, Plur. majamvi eine Matte für den Fußboden, länglich oder quadratiſch, je nach Bedarf. Mkeka, Plur. mikeka, Schlafmatte; doch gibt es noch eine ganze Anzahl anderer Gebrauchs- und Ziermatten.

Sie aber ſprachen:

„Unſere Sitte iſt, beim Eſſen auf einer alten Matte zu ſitzen.“

Man gab ihnen eine leere Hütte zum Schlafen; ſie aber ſagten: „Unſerer Sitte gemäß ſchlafen wir nur in einer Hütte, in der Geräte ſind.“

Am folgenden Tage ſprach der Häuptling Mangangezulu zu ſeinen Gäſten:

„Geht und ſeht euch mein Vieh an und hütet es.“

Sie gingen. Ein heftiger Gewitterregen überraſchte ſie, und Sikulume breitete ſeinen Mantel aus auf die Erde, da wurde er zu einer Hütte, die hart war wie Stein; in dieſe traten ſie alle hinein und waren geſchützt vor dem Regen.

Als ſie des Abends mit dem Vieh heimkehrten, kam die Tochter Mangangezulus ihnen entgegen und blieb an Sikulumes Seite. Da die Mutter des Mädchens dies ſah, ſtellte ſie ihren Fuß in die Fußtapfen Sikulumes, und er verwandelte ſich ſofort in ein Elentier.

Das Mädchen aber liebte den jungen Häuptling ſehr, und da ſie ſah, was ihre Mutter getan hatte, machte ſie ein großes Feuer und trieb ihn hinein. Da verbrannte er und wurde zu einer ganz kleinen Kohle. Das Mädchen nahm die heiße Kohle, legte ſie in einen Topf mit kaltem Waſſer, und in wenigen Minuten ſtand Sikulume wieder vor ihr.

Sikulume und Mangangezulus Tochter verließen den Platz; denn der Häuptling trachtete beiden nach dem Leben. Das Mädchen hatte ein Ei, eine Kalabaſſe [7]), einen Topf und einen glatten Stein mit ſich genommen.

---

[7]) Kalabaſſe iſt gebraucht zum Aufbewahren und Fermentierenlaſſen der Milch, die amassi genannt wird und ein beliebtes Getränk der Kapkaffern iſt. Eine Kalabaſſe iſt nichts anderes als ein großer ausgehöhlter Flaſchenkürbis.

Als ſie nun ſahen, daß Mangangezulu ihnen folgte, warf das Mädchen das Ei zur Erde. Aus ihm wurde ein dichter Nebel.

Mangangezulu irrte in dem Nebel umher, bis er ſich endlich zerteilte, dann verfolgte er Sikulume und ſeine Tochter weiter.

Da warf ſie die Kalabaſſe zur Erde, und ſie verwandelte ſich in eine breite, tiefe Waſſerfläche. Mangangezulu mußte warten, bis die Erde das Waſſer verſchlungen hatte, dann ſetzte er ſeinen Weg fort.

Das Mädchen warf nun den Topf zur Erde. Er zerbrach und verbreitete tiefe Dunkelheit. Wieder mußte der Vater eine lange Zeit warten, bis es Licht wurde; dann eilte er weiter und kam nahe an die Fliehenden heran.

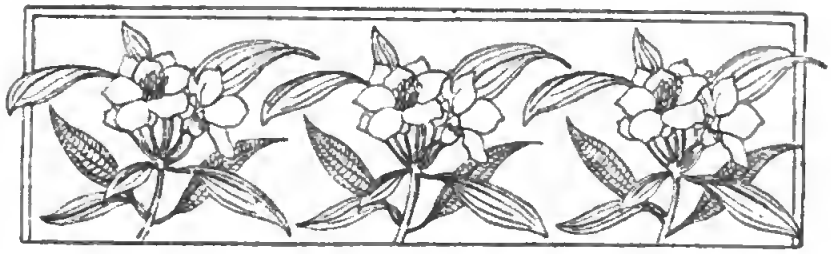
Da warf ſeine Tochter den glatten Stein auf die Erde. Er wuchs und wurde zu einem rieſigen Gebirge, deſſen eine Seite eine ſteile Mauer war. Mangangezulu konnte die Felſen nicht erklettern und mußte umkehren und in ſeinen Kraal gehen.

Sikulume aber zog mit ſeinem jungen Weibe weiter, und als er heimkam, ſagte er zu den Leuten ſeines Stammes:

„Dies iſt Mangangezulus Tochter. Ihr rietet mir, nicht in ihres Vaters Kraal zu gehen, weil Ihr glaubtet, ich würde getötet werden. Ich habe Eure Warnung verachtet, und nun bringe ich mein Weib heim.“

Sikulume wurde nun zu einem großen und mächtigen Häuptling, und alle Leute bewunderten ihn und ſagten:

„Niemand kann tun, was Sikulume getan hat.“



Wie der Tod in die Welt kam.

Zulusage.

Die Erde, der Mond, die Sterne und die Sonne ſind immer geweſen; aber der Tod war nicht immer in der Welt.

Vor langen, langen Jahren kamen zu den Menſchen zwei Boten, die ihnen der große Geiſt[8]) geſchickt hatte, dem Himmel und Erde gehören.

Es waren das Chamäleon und der Salamander.

Der große Geiſt hatte zu dem Chamäleon geſagt:

„Gehe hin und ſage den Bewohnern oer Erde, ſie ſollen glücklich ſein und ewig leben.“

Dem Salamander aber hatte er befohlen: „Eile zu den Menſchen und ſage ihnen, daß ſie ſterben müſſen.“

---

[8]) „Der große Geiſt“, Qamata genannt, iſt den Kaffern der Ausdruck für die unbeſtimmte Vorſtellung eines höheren Weſens, welches die Welt regiert. Dennoch haben dieſe Neger keinerlei Glauben an ein Leben, welches nicht von dieſer Welt iſt; ſie glauben nicht an eine Unſterblichkeit ihrer Seele. Eine vage Idee haben ſie, daß ihre Großen, ihre Häuptlinge, ein Leben haben, welches über dieſes hinausreicht. Daher ihr Glauben an Geiſter und ihre Furcht vor ihnen, da dieſe ſämtlich der Welt und ihren Bewohnern abhold ſind. Ihren Glauben an Qamata können die Kaffern in keiner Weiſe definieren. Er entſpringt wohl lediglich aus dem dunklen Gefühle, daß die Weltordnung eines Ordners bedarf.

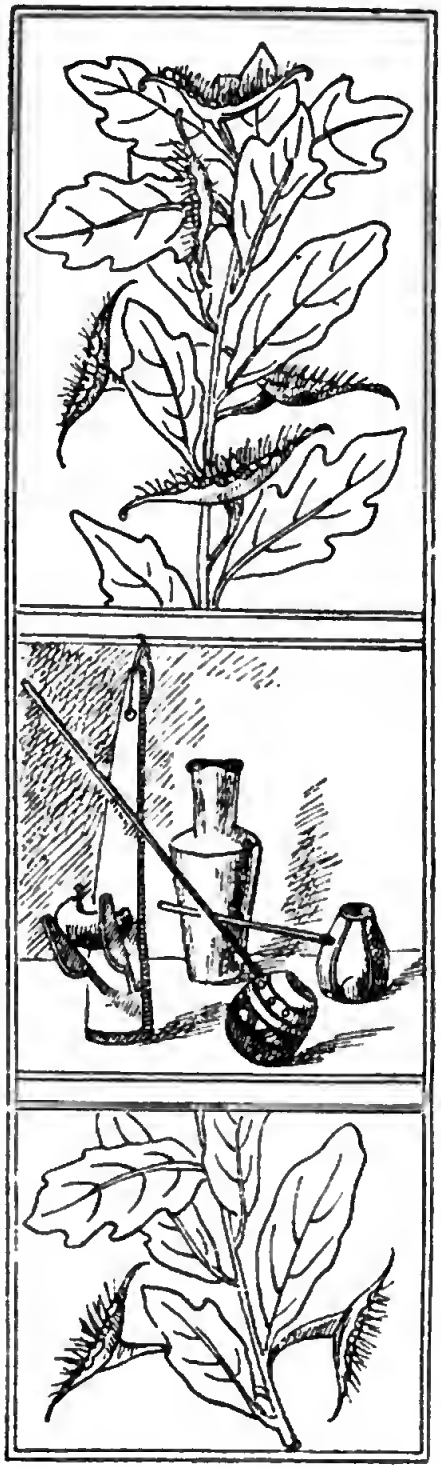
Da machten ſich dieſe Boten des Glückes und des Unglückes auf den Weg, um dem Befehle des großen Geiſtes zu gehorchen.

Ohne nach rechts oder links zu blicken, eilte der Salamander dahin, und als er zu den Menſchen kam, ſprach er:

„Was ſeid Ihr ſo ſorglos? Wißt Ihr nicht, daß Ihr ſterben müßt?“

Da erſchraken die Menſchen ſehr; denn nun lernten ſie die Sorge und den Tod kennen.

Das Chamäleon aber war von ſeinem Wege abgekommen, hatte hier eine Fliege und dort ein Inſekt gefangen, und als es ſich ſeines Auftrages erinnerte, war es ſpät geworden. Als es zu den Hütten der Menſchen kam, fand es dort ſchon den Salamander vor und mit ihm die Sorge und den Tod.



Die Braut des Häuptlings.

Eine Kafferngeſchichte.[9])

Es war einmal ein Mann, der hatte zwei Töchter, die alt genug waren, um ſich zu verheiraten.

Eines Tages ging der Mann in ein anderes Dorf, in welchem ein mächtiger Häuptling lebte.

Als er dort bei ſeinen Freunden war, fragten dieſe ihn nach den Neuig-

[9]) Bei den Feſtlichkeiten einer Kaffernhochzeit herrſcht viel Zeremoniell, welches ſtrengſtens innegehalten wird. So wird die Braut von ihrer jungen Verwandten und Freundin zum Kraal ihres zukünftigen Gatten gebracht. Dabei muß darauf geachtet werden, daß die Ankunft der Geſellſchaft nicht vor Sonnenuntergang ſtattfindet. Am nächſten Tage iſt die Hochzeit, welche in Eſſen, Trinken, Hochzeitstänzen und der Übergabe der vereinbarten Anzahl von Ochſen an den Vater der Braut ſeitens des Bräutigams beſteht. In letzterem Akte beſteht das Bindende der Ehe.

keiten von ſeinem Kraal. Doch er wußte ihnen nichts zu erzählen, ſondern wollte von ihnen wiſſen, was es in ihrem Stamme Neues gäbe.

Da erzählte man ihm, daß der Häuptling ein Weib ſuche.

Der Mann ging heim und ſprach zu ſeinen Töchtern:

„Welche von euch möchte einen Häuptling heiraten?“

Da ſagte die Älteſte:

„Ich, mein Vater!“

Ihr Name war Mpunzikazi.

Der Mann ſprach:

„Ich komme aus einem Dorfe, in welchem der Häuptling ein Weib ſucht; du, meine Tochter, ſollſt zu ihm gehen.“

Darauf berief er eine Anzahl von Leuten, die mit ſeiner Tochter ziehen ſollten; ſie aber ſagte:

„Ich will allein gehen.“

Da ſprach ihr Vater:

„Wie kannſt du, meine Tochter, ſolch unverſtändige Worte ſagen? Iſt es denn nicht unſere Sitte, daß ein Mädchen, wenn es zum Manne kommt, von Freunden dorthin begleitet werde? Sei nicht töricht, mein Kind!“

Das Mädchen aber ſprach:

„Ich will allein gehen.“

Da ließ ihr Vater ſie gewähren.

Auf dem Wege zu dem Kraal des Häuptlings traf ſie eine Maus. Dieſe ſprach:

„Soll ich dir den Weg weiſen?“

Mpunzikazi entgegnete:

„Gehe mir aus den Augen.“

Da ſagte die Maus:

„Wenn du ſo unfreundlich biſt, wirſt du deine Wünſche nicht erfüllt ſehen.“

Als Mpunzikazi etwas weiter geſchritten war, kam ihr ein Froſch entgegengehüpft.

„Soll ich dir den Weg zeigen?“ fragte der.

Sie aber wandte ſich unwillig ab, indem ſie ſagte:

„Du? Du biſt nicht wert, mit mir zu reden. Weißt du nicht, daß ich das Weib eines Häuptlings ſein werde?“

„Gut denn!“ höhnte der Froſch. „Du wirſt ja ſehen, was noch alles geſchehen wird.“

Als das Mädchen müde geworden war, ſetzte es ſich unter einen Baum, um auszuruhen. Nahebei war ein Knabe, der Vieh hütete. Er kam zu Mpunzikazi und ſagte:

„Wohin gehſt du, meine Schweſter?“

Sie aber ward zornig.

„Wer biſt du,“ rief ſie, „daß du ſo zu mir ſprichſt? Gehe fort von mir!“

„Ich bin hungrig,“ ſagte der Knabe, „willſt du mir nicht etwas zu eſſen geben?“

„Mach', daß du fort kommſt!“ rief ſie noch einmal.

Darauf ſetzte ſie ihren Weg fort, und traf ein altes Weib, welches neben einem großen Steine ſaß.

„Ich will dir einen guten Rat geben,“ rief die Alte dem Mädchen zu.

„Du wirſt an Bäumen vorbeikommen, die werden dir ins Geſicht lachen; du aber bleibe ernſt! Du wirſt einen Sack mit dicker Milch ſehen; iß nicht davon! Du wirſt einem Manne begegnen, der wird ſeinen Kopf unter ſeinem Arme tragen; nimm von ihm kein Waſſer an!“

Das Mädchen indes verlachte die Alte:

„Du häßliches Weib, wer biſt du, daß du es wagſt, mir einen Rat zu geben?“

Die Frau aber wiederholte ihre Worte.

Kurze Zeit darauf kam das Mädchen an einen Platz,

auf dem Bäume ſtanden. Dieſe lachten laut, und Mpunzikazi lachte auch. Am Wege lag ein Sack mit dicker Milch; ſie aß davon. Darauf begegnete ihr ein Mann, der trug ſeinen Kopf unter ſeinem Arme und bot ihr Waſſer an, und ſie nahm es.

Als ſie an den Fluß kam, der an dem Dorfe des Häuptlings vorbeifloß, ſah ſie ein junges Mädchen Waſſer ſchöpfen.

„Wohin gehſt du?“ fragte dieſes.

„Rede nicht mit mir,“ entgegnete Mpunzikazi, „denn ich werde das Weib eines Häuptlings ſein.“

Das Mädchen aber, welches Waſſer ſchöpfte, war des Häuptlings Schweſter.

Sie ſagte:

„Warte; denn ich will dir einen Rat geben. Betritt das Dorf nicht von dieſer Seite!“

Mpunzikazi aber eilte weiter, ohne auf die Worte zu achten.

Sie kam zum Dorf, und die Leute dort fragten ſie, woher ſie käme, und was ſie wolle.

Sie erwiderte:

„Ich bin gekommen, um das Weib eures Häuptlings zu werden.“

Die Leute blickten ſie verwundert an und riefen:

„Wie kann ein Mädchen ohne ſeine Freunde zur Hochzeit kommen!“

Dann fuhren ſie fort:

„Der Häuptling iſt nicht zu Hauſe. Gehe aber in ſeine Hütte und bereite ihm ein Mahl, damit er ſeinen Hunger ſtillen kann, wenn er heimkommt.“

Man gab ihr Kafferkorn und Mais. Sie bereitete Mehl daraus; aber es war ſo grob, daß das Brot, welches ſie buk, nicht zu genießen war.

Am Abende hörte ſie das Sauſen eines mächtigen Windes. Dies zeigte ihr die Heimkehr des Häuptlings an. Er war aber eine große Schlange [10]) mit fünf Köpfen und blitzenden Augen. Mpunzikazi erſchrak ſehr, als ſie ihn ſah. Die Schlange ringelte ſich vor die Tür der Hütte, und befahl dem Mädchen, Eſſen zu bringen. Der Name des Häuptlings war Makanda Mahlanu, d. i. Fünfköpfiger.

Als das Mädchen die Speiſe brachte, die es bereitet hatte, wurde Makanda Mahlanu ſehr böſe und ſprach:

„Du ſollſt nicht mein Weib ſein!“ Dann ſchlug er ſie mit dem Schwanz, und ſie ſtarb.

Späterhin ſagte die Schweſter Mpunzikazis zu ihrem Vater:

„Ich will auch das Weib eines Häuptlings werden.“

Der Vater entgegnete:

„Es iſt billig, meine Tochter, daß du es wünſcheſt.“

Er berief ſeine Freunde, und ſie alle begleiteten das Mädchen auf dem Wege zu Makanda Mahlanu. Ihr Name war Mpunzanyana.

Auf dem Wege trafen ſie eine Maus.

Dieſe ſprach: „Soll ich euch den Weg weiſen?“

Mpunzanyana erwiderte:

„Bitte, tue es.“

Und die Maus tat es.

Der Weg führte durch ein Tal. Dort ſah Mpunzanyana ein altes Weib bei einem Baume ſtehen.

Dieſes ſprach:

---

[10]) Schlangen genießen bei den Kaffern hohes Anſehen. Sie glauben, daß ihre Verſtorbenen oftmals als Schlangen wieder auf Erden erſcheinen; bei ihrem Glauben und Aberglauben an Geiſter wagen ſie es nicht, einer Schlange ein Leid zu tun. Findet ein Kaffer in ſeiner Hütte eine Schlange, ſo verläßt er dieſelbe und wartet ehrerbietig, bis das Tier ſich entfernt hat, ehe er ſie wieder betritt.

„Du wirſt zu einem Pfade kommen, der ſich in zwei Wege teilen wird. Wähle den kleineren; denn der größere würde dir kein Glück bringen.“

Das Mädchen dankte und ſchritt weiter.

Da kam ein Kaninchen des Weges gelaufen. Das ſprach:

„Ihr ſeid nahe dem Dorfe des Häuptlings.“

Dann wandte es ſich zu Mpunzanyana und ſprach:

„Du wirſt ein Mädchen ſehen, das ſchöpft Waſſer aus dem Fluſſe. Sprich freundlich mit ihr. Man wird dir Kafferkorn und Mais zum Mahlen geben; mache deine Arbeit gut. Wenn dein Gatte zu dir kommt, fürchte dich nicht.“

„Dank' dir, Kaninchen,“ ſagte Mpunzanyana, „ich werde deinem Rate folgen.“

Am Fluſſe traf ſie des Häuptlings Schweſter; dieſe fragte: „Wohin wanderſt du?“

Mpunzanyana ſprach:

„Ich bin am Ziele meiner Reiſe.“

„Warum kommſt du hierher?“ fragte das Mädchen weiter.

„Ich komme mit meinem Hochzeitsgeleite.“

Da ſagte die Schweſter des Häuptlings:

„Das iſt recht! Aber wirſt du dich nicht erſchrecken, wenn du deinen Gatten ſiehſt.“

„O nein!“ ſagte Mpunzanyana fröhlich.

Darauf wies ihr das Mädchen die Hütte, in der ſie wohnen ſollte. Man gab Speiſe und Trank an die, welche mitgekommen waren.

Die Mutter des Häuptlings trat zu Mpunzanyana und ſprach:

„Bereite ein Mahl für deinen Gatten. Er wird bald hier ſein.“

Sie tat, wie ihr geheißen war. Am Abend erhob ſich ein ſtarker Wind, welcher die Hütte erzittern machte, ſo daß einige Pfähle, welche ſie ſtützten, niederfielen. Aber Mpunzanyana fürchtete ſich nicht. Darauf kam Makanda Mahlanu herein und forderte Speiſe. Mpunzanyana nahm das Brot, welches ſie gebacken hatte, und gab es ihm. Er aß, und da es ihm mundete, ſprach er:

„Du ſollſt mein Weib ſein.“

Dann gab er ihr vielen Perlenſchmuck, und ſie freute ſich darüber.

Späterhin glitt Makanda Mahlnau aus der Schlangenhaut heraus und wurde ein großer, ſtattlicher Mann. Mpunzanyana blieb von ſeinen Frauen diejenige, welche er ſtets am meiſten liebte.

Die Sage von den wunderbaren Hörnern.[11])

Ein Hottentottenmärchen.

Es war einmal ein kleiner Knabe, deſſen rechte Mutter war geſtorben, und die anderen Weiber ſeines Vaters mißhandelten ihn. Deshalb entſchloß er ſich, ſeines Vaters Kraal zu verlaſſen. Eines Morgens ſetzte er ſich auf den Ochſen, den ſein Vater ihm geſchenkt hatte, und ließ ſich von ihm weiter landeinwärts tragen, ohne zu wiſſen, wohin er kommen würde. Als er mehrere Tagereiſen von ſeinem väterlichen Dorfe entfernt war, traf er eine Vieherde, bei der war ein Bulle.

Der Ochſe ſprach: „Ich werde mit dem Bullen kämpfen und ihn töten.“

Da ſtieg der Knabe ab. Der Ochſe und der Bulle kämpften miteinander, und es geſchah, wie der Ochſe geſagt hatte. Der Knabe ritt nun weiter, und als er hungrig war, ſchlug er mit der flachen Hand an das rechte Horn ſeines Ochſen; dasſelbe öffnete ſich und gab dem Knaben Speiſe. Nachdem er genug gegeſſen hatte und ſatt war, ſchlug er an das linke Horn. Es öffnete ſich und ver-

---

[11]) In der Sage von den „wunderbaren Hörnern“ finden wir ſeltſame Anklänge an unſer deutſches Märchen vom „Tiſchlein deck' dich“, wie überhaupt die Sagen aller Völker ganz ſeltſam gleichartige Grundideen haben. Überall finden wir ſprechende Tiere, überall die Vorliebe für Rang, Stand und Reichtum.

ſchlang den Reſt der Speiſe. Bald darauf ſah der Knabe eine dunkelfarbige Viehherde in der Entfernung.

„Steige hier ab von meinem Rücken,“ ſprach der Ochſe, „ich werde zu der Herde laufen; dort muß ich kämpfen und werde ſterben. Brich mir meine beiden Hörner ab und nimm ſie mit dir. Wenn du hungrig biſt, ſo ſprich zu ihnen; ſie werden dich mit Nahrung verſorgen.“

Wie der Ochſe geſagt hatte, ſo geſchah es. Er kämpfte und wurde getötet. Der Knabe nahm die Hörner und wanderte weiter.

Bald kam er in ein Dorf, in dem hatten die Leute nur wenig zu eſſen; denn es war eine Zeit großer Trockenheit.

Er ging in eine der Hütten des Dorfes, und mit Hilfe der Hörner hatte er genug Speiſe für den Beſitzer dieſer Hütte und ſich ſelber.

Als er nun in der Nacht feſt ſchlief, nahm ihm der, mit dem er ſein Mahl geteilt hatte, die Hörner fort und legte ſtatt ihrer andere auf den Platz, an dem ſie gelegen hatten.

Der Knabe, der von dem Betruge nichts ahnte, ſtand am nächſten Morgen zeitig auf und zog weiter ſeines Weges.

Als er aber hungrig wurde und vergeblich zu den Hörnern ſprach, merkte er, was geſchehen war, und ging zurück zu dem Ort, an dem er geſchlafen hatte. Ehe er noch die Hütte betrat, hörte er den Dieb ſeiner Hörner mit dieſen reden; aber vergeblich.

Der Knabe nahm ſeine Hörner und ſchritt weiter. Am Abend kam er an eine Hütte. Er klopfte an und bat, die Nacht über dort bleiben zu dürfen. Aber man gewährte ihm ſeine Bitte nicht; denn ſein Lenden- und

Schultertuch war zerfetzt und ſein Körper beſtaubt und ſchmutzig.

So zog er denn weiter und kam zu einem Fluß, in welchem er badete. Dann ſprach er zu ſeinen Hörnern. Dieſe verſorgten ihn mit neuen Tüchern und reichem Perlenſchmuck und Halsketten aus den Zähnen wilder Tiere.

Nachdem er ſich geſchmückt hatte, ging er weiter und kam zu einer Hütte, in welcher ein ſehr ſchönes Mädchen mit ihrem Vater und ihrer Mutter lebte. Man empfing ihn mit großer Freude, und er blieb dort. Seine Hörner gaben reichlich Speiſe, Trank und Kleidung für alle.

Kurze Zeit darauf heiratete er das ſchöne Mädchen und zog mit ſeinem jungen Weibe heim zu ſeinem Vater.

Wiederum ſprach er zu den Hörnern, und ſie beſchenkten ihn mit einem ſchönen, großen Hauſe; in das zog er mit ſeiner Frau und war glücklich mit ihr.

Der Häuptling der Tiere.

Eine Kaffernſage.

Eine Frau ging einſtmals fort von ihrem Hauſe und ihren Kindern, um Holz zu ſammeln. Sie beauftragte den Haſen in ihrer Abweſenheit nach dem Rechten zu ſehen, und er verſprach, es zu tun. Kaum aber war die Frau fort, als wilde Tiere an ihre Wohnung herankamen und den Haſen, der ſehr erſchrocken war, nach den Namen der Kinder fragten, die er bewachen ſollte.

Der Haſe gab Beſcheid und bat unter Tränen, daß die Tiere fortgehen ſollten, ohne ihm oder den Kindern ein Leid zu tun. Da gingen ſie denn auch fort. Aber nach wenigen Minuten kehrte zu des Haſen nicht geringem Schrecken das größte und fürchterlichſte der Tiere zurück, nannte ſich einen Häuptling und fraß die Kinder alle auf, weil es fürchtete, man würde ſeine Würde nicht anerkennen, wenn er dem Flehen eines Haſen Gehör ſchenkte.

Als die Frau nach Hauſe kam und der Haſe ihr erzählte, was vorgefallen war, wurde ſie erſt ſehr traurig, dann aber über alle Maßen zornig. Sie nahm zwei Eiſenſtücke, wetzte ſie, bis ſie ganz ſcharf und ſpitz wurden, und ging in den Wald, um Holz zu ſchneiden und ein großes Feuer zu machen; das ſollte die Tiere des Waldes vertilgen.

Digitized by Google

Es begegnete ihr aber der Häuptling der Tiere, der verſchluckte ſie. Da ſie nun im Inneren des Ungeheuers war, fand ſie dort alle ihre Kinder unverſehrt vor. Sie waren ſehr hungrig und baten ihre Mutter, ihnen etwas zu eſſen zu geben. Die Frau nahm die ſpitzen Eiſenſtücke und ſchnitt von den Eingeweiden des Tieres, in dem ſie mit ihren Kindern ſteckte, Stücken ab. Dann rieb ſie Holz gegeneinander; denn auch dies hatte das Ungeheuer mit verſchluckt. Es gab Funken, und ſchließlich war ein großes Feuer entſtanden, auf dem röſtete ſie das Fleiſch. Der Häuptling der Tiere aber hatte große Schmerzen, brüllte laut und warf ſich im Sande hin und her. Er befragte alle Tiere, was er zur Linderung ſeiner Pein tun könne, aber keines konnte ihm einen guten Rat geben. Endlich ſtarb er unter großen Qualen. Die Mutter aber mit ihren Kindern arbeitete im Innern des toten Körpers immer weiter, bis ſie ein großes Loch geſchnitten hatten, aus dem kamen ſie alle nacheinander hinaus. Es waren aber in dem Leibe des Ungeheuers auch Tiere geweſen, die verſchluckt worden waren. Sie alle wurden nun befreit.

Ein Ochſe kam herans und rief:

„Muh, muh! wer hat mir geholfen?“

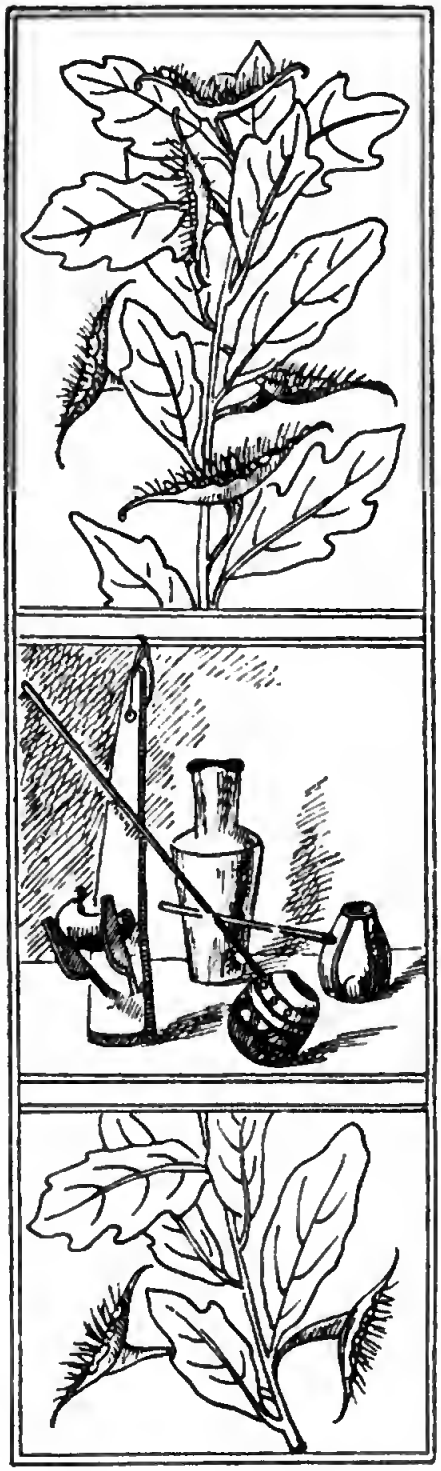
Darauf ein Hund, der bellte:

„Wau, wau, wer hat mich errettet?“

Dann ein Affe:

„Hi, hi“, lachte er, „wer half mir?“

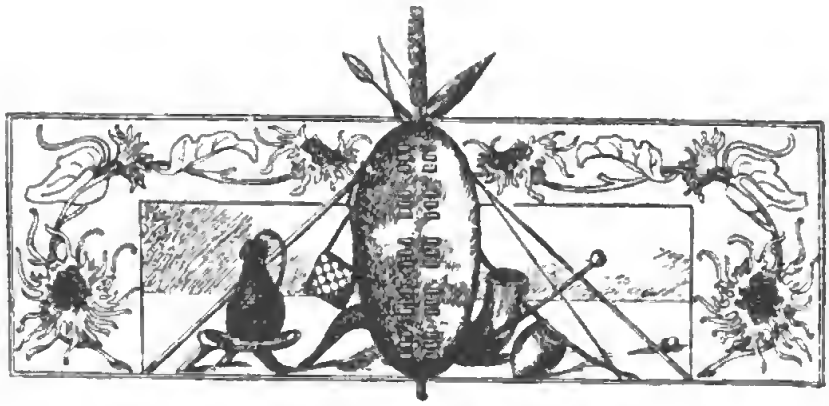
Darauf kamen Menſchen und Vieh überein, daß die Frau, die ſie ſo wunderbar errettet hatte, ihr Häuptling ſein ſollte.



Die Löwin und die Antilope.

(Suahelisage.)

Eine Löwin hatte ein Junges. Da sie es eben zur Welt gebracht hatte, verspürte sie großen Hunger und konnte ihn gar nicht stillen. Am siebenten Tage beschloß sie, auf Raub auszugehen und zu töten, was ihr in den Weg käme. Auf ihrem Wege traf sie eine Antilope, die graste friedlich nahe dem Walde. Die Löwin schlich sich leise und vorsichtig dicht an das Tier heran. Gerade wollte sie losspringen, als die Antilope sich umsah und, die Löwin freundlich anblickend, rief: „Willkommen, Gevatter!" Da schämte sich die Löwin ihres bösen Vorhabens und verschonte die Antilope, die sie so freundlich begrüßt hatte.



Goſo.[12])

Ein Märchen aus Mombaſſa.

Es war einmal ein Mann, der hieß Goſo. Goſo liebte die Kinder ſehr und wurde von ihnen wieder geliebt. Er verſammelte täglich eine Schar von Kindern um ſich unter einem Affenbrotbaum und erzählte ihnen viele ſchöne Geſchichten. Als er eines Tages wieder ſo mit ihnen die Zeit verſchwatzte, kam eine Gazelle; die kletterte auf den Baum, brach eine Frucht ab und warf ſie hinunter. Die Frucht traf Goſo an den Kopf und ſchlug ihm eine tiefe Wunde, an der er verblutete. Als er tot war, begruben ihn die Kinder und weinten bitterlich. Als ſie nun ſo allein unter dem Affenbrotbaume ſaßen, ſprachen ſie zueinander: „Wir müſſen Rache nehmen an dem, der unſeren Freund getötet hat. Laßt uns ausfindig machen, wer die Frucht brach und warf."

Als ſie darüber nachdachten, wer wohl der Täter geweſen ſei, kamen ſie überein, daß kein anderer als der Südwind zu jener Zeit in den Zweigen des Affenbrotbaumes geweſen ſein könne, und ſie beſchloſſen, ihn zu

[12]) In dem Märchen von „Goſo", deſſen Moral leicht erſichtlich iſt, was durchaus nicht bei vielen Negermärchen der Fall iſt, wird für alle diejenigen, welche engliſche Sagen kennen, eine große Ähnlichkeit mit „The House that Jack built" an den Tag treten.

ſchlagen. Deshalb fingen ſie ihn und wollten eben mit der Züchtigung beginnen, als er zu ihnen ſprach: „Ich bin der Südwind! Was tat ich euch, daß ihr mich fangt und ſchlagen wollt?" Sie antworteten: „Wir wiſſen ſehr wohl, wer du biſt! Du haſt unſeren Freund Goſo getötet. Denn du haſt von dem Baume die Frucht gebrochen und mit ihr den tödlichen Wurf ausgeführt! Wie konnteſt du!" Da ſprach der Wind: „Wäre ich ein Häuptling, glaubt ihr, daß eine Steinmauer mir ein Hindernis in meinem Wege ſein könnte?" Da gingen die Kinder zur Steinmauer und ſchlugen die. Dieſe aber ſprach: „Was ſchlagt ihr mich? Was tat ich euch." Sie antworteten: „Steinmauer, du Feindin des Südwindes! Du warſt ihm ein Hindernis; deshalb floh er in den Affenbrotbaum, brach eine Frucht und tötete mit ihr unſeren Freund Goſo. Du ſollteſt dich ſchämen!" Die Mauer entgegnete: „Wenn ich ein Häuptling wäre, dürfte keine Ratte ein Loch in mich bohren." Da gingen die Kinder hin und ſchlugen die Ratte. Sie rief: „Mich ſchlagt ihr? Warum? Was habe ich getan?" Man antwortete ihr: „Du Ratte, haſt ein Loch durch die Mauer gebohrt mit deinen ſcharfen Zähnen; da hielt die Mauer den Südwind auf in ſeinem Lauf, und er ſtieg auf den Baum, brach eine Frucht und und tötete unſeren Freund Goſo. Wie konnteſt du!" Da rief die Ratte: „Ach, wäre ich ein Häuptling! Keine Katze dürfte mich freſſen!" Nun war es an der Katze, geſchlagen zu werden. Auch ſie fragte: „Was ſchlagt ihr mich? Was tat ich euch?" Die Kinder antworteten: „Katzen freſſen Ratten; Ratten bohren Löcher in Mauern; Mauern hemmen Winde, und ein Wind war's, der unſeren Freund Goſo tötete." Die Katze jammerte: „Kein Strick dürfte mich binden, wäre ich ein Häuptling!" Sofort gingen die Kinder zum Strick und ſchlugen ihn. „Was tut ihr?" rief der.

„Wer bin ich, daß ihr mich ſchlagt? Ich tat euch nichts!“ Die Kinder aber antworteten: „Du biſt der Strick, der die Katze bindet; die Katze frißt die Ratte; die Ratte bohrt Löcher in Mauern; Mauern hemmen Winde, und der Südwind war's, der unſeren Freund Goſo tötete. Schäme dich!“ Der Strick ſprach: „Nur weil ich kein Häuptling bin, darf mich das Meſſer ſchneiden.“ Da wurde das Meſſer geſchlagen. Das rief: „Wißt ihr denn, wer ich bin, und tat ich euch etwas?“ „Wir wiſſen, wer du biſt,“ antworteten die Kinder; „du biſt das Meſſer, welches den Strick durchſchneidet; der Strick bindet die Katze; die Katze frißt die Ratte; die Ratte bohrt ein Loch in die Mauer; die Mauer hemmt den Wind; der Wind warf die Frucht vom Affenbrotbaum auf unſeren Freund Goſo, und Goſo ſtarb! Schäme dich!“ Das Meſſer ſprach: „O, wäre ich ein Häuptling! Kein Feuer dürfte mir etwas anhaben!“ Da gingen die Kinder zum Feuer und ſchlugen es. „Was ſchlagt ihr mich?“ rief dieſes. „Ich habe euch nichts getan.“ Sie antworteten: „Du biſt das Feuer, der Zerſtörer des Meſſers; das Meſſer ſchneidet den Strick; der Strick bindet die Katze; die Katze frißt die Ratte; die Ratte bohrt ein Loch in die Mauer; die Mauer hemmt den Wind; der Wind warf die Frucht vom Affenbrotbaum auf unſeren Freund Goſo, daß er ſtarb. Schäme dich!“ Das Feuer ſprach: „Wäre ich ein Häuptling, Waſſer könnte mir nichts anhaben.“ Da ſchlugen ſie das Waſſer. Das ſagte: „Was tat ich, daß ihr mich ſchlagt? Wißt ihr, wer ich bin?“ Sie antworteten dem Waſſer: „Du biſt das Waſſer; Waſſer löſcht Feuer, Feuer zerſtört das Meſſer; das Meſſer zerſchneidet Stricke; Stricke binden Katzen; Katzen freſſen Ratten; Ratten bohren Löcher in Mauern; Mauern hemmen Winde, und der Südwind war's, der mit der Frucht des Affenbrotbaumes unſeren Freund Goſo

tötete. Schäme dich!" Da murmelte das Waſſer: „Kein Ochſe dürfte aus mir trinken, wenn ich ein Häuptling wäre." Auch den Ochſen ſchlugen die Kinder: „Was ſchlagt ihr mich?" fragte er. „Tat ich euch etwas?" Sie antworteten: „Du biſt der Ochſe, der Trinker des Waſſers; das Waſſer iſt der Zerſtörer des Feuers, das Feuer der Verderber des Meſſers; das Meſſer ſchneidet den Strick; der Strick bindet die Katze; die Katze frißt die Ratte; die Ratte bohrt ein Loch in die Mauer; die Mauer hemmt den Wind; der Wind aber hat unſeren Freund Goſo getötet; denn er warf die Frucht des Affenbrotbaumes auf ihn." Kein Holzbock würde mich ſtechen, wäre ich ein Häuptling," ſagte der Ochſe. Da gingen die Kinder zum Holzbock und ſchlugen ihn. „Ihr ſchlagt mich?" rief der. „Warum? Was tat ich euch?" Sie ſprachen: „Du ſtichſt den Ochſen; der Ochſe ſäuft das Waſſer; das Waſſer löſcht das Feuer; das Feuer verdirbt das Meſſer; das Meſſer zerſchneidet den Strick; der Strick bindet die Katze; die Katze frißt die Ratte; die Ratte bohrt ein Loch in die Mauer; die Mauer hemmt den Wind, und er war's, der mit der Frucht des Affenbrotbaumes unſeren Freund Goſo tötete." Da jammerte der Holzbock: „Keine Gazelle würde mich freſſen, wenn ich Häuptling wäre!" Da gingen die Kinder und ſuchten, bis ſie die Gazelle fanden. Sie ſchlugen ſie, und ſie rief: „Was tat ich euch, daß ihr mich ſchlagt?" Sie ſagten: „Du biſt die Gazelle, die den Holzbock frißt; der Holzbock ſticht den Ochſen; der Ochſe ſäuft das Waſſer; das Waſſer löſcht das Feuer; das Feuer verdirbt das Meſſer; das Meſſer ſchneidet den Strick; der Strick bindet die Katze; die Katze frißt die Ratte; die Ratte bohrt ein Loch in die Mauer; die Mauer hemmt den Wind; der Wind war es, der mit der Frucht des Affenbrotbaumes unſeren Freund Goſo tötete. Schäme

dich, Gazelle!" Die Gazelle ſchwieg. Die Kinder aber riefen: „Sie war es, die ihn getötet hat! An ihr wollen wir Rache nehmen!"

Und ſie töteten die Gazelle.

Der Haſe, die Hyäne und der Löwe.

Märchen aus Mombaſſa.

Ein Haſe [13]), ein Löwe und eine Hyäne hatten ſich einen Garten angelegt. Eines Tages berieten ſie miteinander, daß ſie hingehen wollten, um zu ſehen, wie alles in dem Garten gediehen wäre; denn es war die Jahreszeit, von der ſie reiche Ernte erhofften. Da der Weg, den ſie zurückzulegen hatten, weit war, ſo ſchlug der Haſe vor, man ſolle unterwegs nicht ſtehen bleiben, ſondern rüſtig vorwärts wandern.

„Wer ſtehen bleibt," fügte er hinzu, „den ſollen die anderen auffreſſen."

„Gut," ſagte der Löwe und die Hyäne, „wir ſtimmen dir bei."

---

[13]) Die Perſönlichkeit des Fuchſes iſt in den Suahelimärchen durch den Haſen vertreten, dem von den oſtafrikaniſchen Negern dieſelben Attribute beigelegt werden, wie im deutſchen Märchen dem Fuchs. Der Grund hierfür liegt in der Gewohnheit des Haſen, wie ſeines Vetters, des Kaninchens, fortwährend die Lippen zu bewegen. „Er weiß überall Beſcheid und möchte gern ſprechen," ſagen die Eingeborenen. So wie im Deutſchen die Redensart „du Fuchs du" ihre beſondere Meinung hat, ſo braucht der Suahele die Worte: „Ee Sungura wee, du Haſe oder Kaninchen du". So erzählt eine Suaheligeſchichte, deren Inhalt mir teilweiſe entfallen iſt, von der Schlauheit des Kaninchens bei dem Bau eines tiefen Brunnens. Alle Tiere beteiligten ſich an der Arbeit, nur das Kaninchen nicht. Als der Brunnen fertig war, paßten die Tiere genau auf, daß das träge Kaninchen nun auch kein Waſſer daraus bekommen ſollte. Das Kaninchen aber wußte alle, außer der Spinne, zu hintergehen.

So ſchritten ſie voran und hatten bereits eine gute Strecke hinter ſich, als der Haſe plötzlich ſtehen blieb.

Da rief die Hyäne:

„Seht, ſeht! Der Haſe bleibt ſtehen! Er hat ſein Leben verwirkt.“

„Ich denke nach!“ ſagte der Haſe.

„Worüber?“ fragten ſeine Kameraden.

„Ich denke nach über jene beiden Steine. Der eine iſt groß, der andere klein; warum wächſt der kleine nicht, daß er ebenſo groß wird, wie ſein Nachbar?“

„Er tut gut daran, darüber nachzudenken,“ ſagte der Löwe, und die Hyäne ſtimmte bei.

Dann ſchritten ſie weiter.

Wieder blieb der Haſe ſtehen.

„Seht, ſeht,“ ſagte der Löwe, „der Haſe iſt ſtehen geblieben! Er hat ſein Leben verwirkt!“

„Ich denke nach,“ ſagte der Haſe.

„Worüber?“ fragten ſeine Kameraden.

„Wenn die Menſchen ſich neue Kleider antun, was wird aus den alten?“ ſagte der Haſe.

„Er tut gut daran, darüber nachzudenken,“ ſagte die Hyäne, und der Löwe gab ihr recht.

Wieder gingen ſie weiter.

Da blieb die Hyäne ſtehen.

„Sie iſt ſtehen geblieben! Sie darf nicht weiterleben!“ rief der Haſe.

„Ich denke nach!“ ſagte die Hyäne.

„Worüber?“ fragten ihre Genoſſen.

„Über nichts!“ antwortete ſie.

Da fraßen der Löwe und der Haſe die Hyäne auf. Der Löwe und der Haſe wanderten weiter. Da blieb abermals der Haſe ſtehen.

„Du mußt ſterben!“ ſagte der Löwe.

„Ich denke nach!“ entgegnete der Haſe.

„Worüber?“ fragte der Löwe.

Der Haſe wies auf eine Felſenſpalte und ſagte: „Siehſt du jene Spalte? Unſere Vorfahren pflegten dort ein- und auszugehen; denn das Innere des Felſens iſt eine geräumige Halle. Ich werde hineingehen, und wenn ich wiederkomme, ſage ich dir, ob es ratſam iſt für dich, und ob die Halle groß genug iſt, daß du auch hineingehen kannſt.“

Der Haſe ging hinein, und als er wiederkam, ſprach er zum Löwen: „Gehe du auch hinein.“

Da ging der Löwe; aber die Spalte war ſo eng, daß er ſtecken blieb und weder vor- noch rückwärts gehen konnte.

„Du biſt ſtehen geblieben, Löwe!“ rief der Haſe. „Du haſt dein Leben verwirkt; aber ich ſchenke es dir!“

Damit verließ er den Löwen und ging weiter bis zu dem Garten, der ihm nun allein gehörte.

Tiere und Menſchen.

Eine Suaheliſage.

Es war einmal ein Mann, der für ſich und die Seinen die Tiere des Waldes und Feldes fing in Fallen, damit ſie Fleiſch zu eſſen hatten. Er war ſehr geſchickt im Erfinden neuer Fallen; daher konnte er täglich Fleiſch eſſen; denn ſobald er eine Falle geſtellt hatte, fing ſich ein Tier darin.

Eines Tages, als er wieder hinging, um zu ſehen, was ſich in ſeiner Falle gefangen hatte, fand er einen Affen darin. Er wollte ihn töten; aber der Affe ſprach: „Schone meiner, du Kind des Menſchen; laß mir das Leben. Rette du mich vor dem Regen, ſo kann ich dich vielleicht vor der Sonne erretten.“

Da nahm der Mann ihn aus der Falle und ließ ihn laufen. Ehe er aber in dem Dickicht der Bäume verſchwand, ſprach der Affe zu dem, der ihm das Leben geſchenkt hatte:

„Höre meinen Rat! Tue keinem Menſchen Gutes; denn unter den Menſchen gibt es keine Dankbarkeit. Tuſt du einem heute Gutes, ſo erweiſt er dir morgen Böſes.“

Am folgenden Tage ſaß eine Schlange in der Falle. Da wollte der Mann hinlaufen und ſeine Freunde rufen, daß ſie ihm helfen ſollten, die Schlange zu töten.

Sie rief ihn aber zurück und sprach:

„Komm zurück, du Kind der Menschen, rufe sie nicht, die mich töten würden. Schenke mir heute das Leben; du weißt nicht, welchen Dienst ich dir vielleicht schon morgen erweisen kann. Nur Menschen vergelten Gutes mit Bösem."

Da ließ er ihr die Freiheit und das Leben.

Als der Mann am folgenden Tage zu seiner Falle kam, war ein alter Löwe darin. Den wollte er töten.

Da sagte der Löwe:

„Errette mich vor der Sonne, so will ich dich vor dem Regen schützen." Der Mann gab ihm die Freiheit. Ehe der Löwe fortlief, sagte er:

„Du hast mir Gutes erwiesen und sollst es nicht bereuen; denn ich bin kein Mensch. Menschen sind nie dankbar."

Am anderen Tage war ein Mensch in die Falle geraten, den befreite der Mann.

Kurze Zeit darauf brach im Lande eine Hungersnot aus. Als der Mann, welcher so gut verstand, Fallen zu stellen, sah, daß er und die Seinen bald arg würden hungern müssen, sprach er zu seiner Mutter:

„Backe mir sieben Kuchen. Dann will ich fortgehen und sehen, wo ich etwas Speise finden kann. Vielleicht kann ich etwas Wild erlegen oder in der Falle fangen; vielleicht finde ich Früchte."

Sie tat, wie er gebeten hatte, und er ging fort. Im Walde aber verirrte er sich, und es verging Tag um Tag und Nacht um Nacht, ohne daß er seinen Weg wiederfand. Von seinem Vorrat hatte der Mann schon sechs Kuchen verzehrt, und nur einer war ihm noch geblieben. Um ihn herum wurde der Wald immer dicker, die Wildnis

immer undurchdringlicher. Was ſollte daraus werden? Da begegnete ihm ein Affe.

„Wo gehſt du hin, du Sohn der Menſchen?“ redete der den Verirrten an.

„Ich kann meinen Weg nicht finden; ich weiß nicht ein, noch aus!“ antwortete der Mann.

„Ruhe dich hier aus,“ ſagte der Affe. „Jetzt will ich dir das Gute lohnen, was du mir tateſt; denn ich bin es, den du aus der Falle ließeſt.“

Da ging der Affe in die Gärten und Plantagen der Menſchen und ſtahl reife Bananen und brachte ſie dem Manne.

„Nimm und iß,“ ſagte er zu ihm; „ich werde dir auch noch Waſſer bringen.“

Als nun der Mann ſich geruht hatte und ſein Durſt und Hunger geſtillt war, nahm er Abſchied von dem Affen.

Einige Stunden ſpäter traf er einen Löwen. Sein Schreck war anfänglich groß, doch er konnte bald ſagen, daß der Löwe ihm kein Leid tun wollte; denn er redete den Mann an und ſprach:

„Woher kommſt du, Sohn eines Menſchen, und wohin willſt du?“

Er antwortete:

„Ich habe mich im Walde verirrt und kann meinen Weg nicht finden.“

„Setze dich nieder,“ ſagte der Löwe, „und ruhe dich aus, daß ich dir vergelten kann, was du an mir getan haſt; denn ich bin es, den du aus der Falle befreit haſt. Jetzt will ich dir helfen.“

Da ruhte der Mann ſich aus, indeſſen der Löwe fortging und Wild zur Speiſe ſeines Schützlings fing.

„Iß dies,“ ſagte er, als er zurückkam und zeigte dem

Mann eine Stelle im Walde, wo er Feuer machen und das Fleiſch röſten konnte. „Ich bin kein Menſch, deshalb bin ich dankbar für empfangene Guttaten.“

Der Mann aß, und dann nahm er Abſchied von dem Löwen.

Wieder war er eine weite Strecke Weges gewandert, da kam er auf eine große Plantage. Dort traf er ein altes Weib, die ſprach ihn an:

„Wir haben bei uns einen Mann, der krank iſt und den Tod fürchtet. Kannſt du Medizin bereiten, ſo komm mit zu ihm.“

Er antwortete:

„Ich kann es nicht!“

Auf der Plantage fand er einen tiefen Brunnen, und da er ſah, daß Waſſer darin war, wollte er trinken, in dem Augenblick aber, als er ſich niederbückte, ſah er eine große Schlange in dem Brunnen, die rief:

„Du Sohn eines Menſchen, warte auf mich.“

Die Schlange kam aus der Tiefe heraufgekrochen und ſagte zu dem Manne:

„Entſinnſt du dich meiner? Ich bin es, die du aus der Falle errettet haſt. Damals ſagte ich zu dir: Schütze mich vor dem Regen, ſo will ich dich vor der Sonne ſchützen! Meine Zeit iſt gekommen; denn ich kann dir meine Dankbarkeit beweiſen. Du ſollſt einſehen, daß du deine Wohltat nicht an einen Menſchen verſchwendet haſt. Bringe mir deine Taſche, daß ich ſie dir fülle mit Dingen, die dir von Nutzen ſein werden.“

Da gab der Mann ihr ſeine Taſche, und ſie füllte ſie mit goldenen und ſilbernen Ketten. Als ſie gefüllt war, ſprach die Schlange: „Nimm dies und ſei freigiebig damit.“

Dann wies ſie ihm den Weg, den er einzuſchlagen

hatte, um nach ſeinem Hauſe zu kommen. Als er nahe dabei war, traf er den Mann, den er aus der Falle befreit hatte. Der nahm ihm die Taſche ab und lud ihn zu ſich in ſein Haus, und ſeine Frau bereitete Speiſe für ihn. Während er davon aß, ging der Mann, dem er das Leben gerettet hatte, zum Sultan und ſprach:

„Ein Fremder iſt bei mir eingekehrt, aber er iſt keines Menſchen Sohn, ſondern eine Schlange, und lebt in einem Brunnen. Er hat Macht, ſich Geſtalt zu geben, welche er will. Laß ihn feſtnehmen und nimm ſeine Taſche von ihm; die iſt gefüllt mit Ketten aus Gold und aus Silber."

Der Sultan tat, wie ihm geraten war. Er ließ den Mann, der ſich gegen Menſchen und Tiere ſo freundlich gezeigt hatte, feſtnehmen und ſeine Hände binden; dann ließ er ihn in das Gefängnis werfen. Als er ſo gebunden und ſeiner Freiheit beraubt in dem Kerker ſaß, kam die große Schlange aus dem Brunnen und bedrohte die Stadt. Da fürchteten ſich die Menſchen und ſagten zu dem Gefangenen:

„Sage der Schlange, ſie ſoll uns verlaſſen!" Und ſie ließen ihn frei und nahmen die Feſſeln von ihm. Er ging zur Schlange und befahl ihr, fortzugehen. Die ſprach:

„Nun du frei biſt, werde ich gehen. Verſprich aber, daß du mich rufſt, ſobald dir jemand ein Leid zufügen will."

Das verſprach der Mann.

Fortan wurde er hochgehalten und geehrt im ganzen Lande. Und man fragte ihn:

„Warum hat der, deſſen Gaſt du warſt, dir Übles getan?"

Er erwiderte:

„Die Schlange, der Löwe und der Affe haben mich

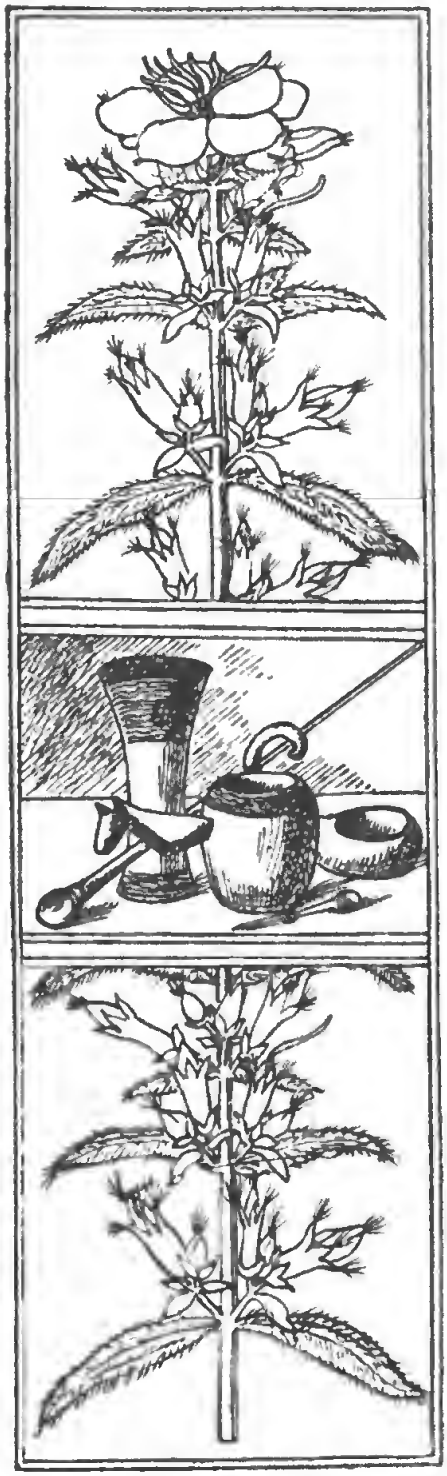
gewarnt vor den Wohltaten, die ich einem Menſchen erweiſen würde. Sie haben recht gehabt und die Wahrheit geſprochen, wenn ſie ſagten, daß von allen lebenden Weſen der Menſch das undankbarſte iſt. Dieſem Manne tat ich Gutes, und er hat es mir mit Böſem gelohnt."

Der Sultan, da er dieſe Worte erfuhr, befahl, daß man den Mann, der ſie geſprochen hatte, zu ihm brächte. Und er befragte ihn um die Meinung deſſen, was er geſagt hatte. Als er nun erfuhr, wie ſich alles verhielt, wurde er ſehr böſe und ſprach:

„Dieſer Undankbare verdient, daß man ihn in eine Schlafmatte lege und er ertränkt werde; denn er hat Gutes mit Böſem belohnt." [14])

---

[14]) Eine Matte, deren ſich die Suahelis und die Araber an der Küſte Oſtafrikas bedienen, um darin zu ſchlafen, heißt Tumba. Sie hat die Form eines Sackes, der an einer Längsſeite offen iſt. Um ſie während der Nacht zu benutzen und vor Kälte und Inſekten geſchützt zu ſein, kriecht man vollſtändig in ſie hinein, wickelt ſie feſt um den Körper und liegt ſchließlich auf der offenen Seite. Tumbas werden häufig als Särge benutzt, indem man den Leichnam in ſie einnäht.



Der träge Mahomed.[15])

Ein Sanſibarmärchen.

Eines Tages kam zu dem Sultan Harun al Raſchid ein junger Sklave, der ſprach:

---

[15]) Dieſes Sanſibarmärchen iſt die Wiedergabe einer der Erzählungen aus „Eintauſend und eine Nacht“ in etwas veränderter Geſtalt. Die Araber haben dieſe und andere Sagen nach Sanſibar gebracht, und dort ſind ſie je nach der Lebensweiſe der dort lebenden Mohamedaner etwas umgeändert, verkürzt oder verlängert worden. — „Trinke eine Schale Kaffee“ iſt in jedem arabiſchen Hauſe das Wort, welches der Begrüßung ſofort folgt. Ein Ablehnen iſt eine grobe Unhöflichkeit, da der Kaffee beim Araber etwa Salz und Brot des Ruſſen vertritt. Auch das Anbieten eines Bades gehört zur arabiſchen Höflichkeit und Gaſtfreundſchaft, ſobald ein Beſucher einen weiten Weg hinter ſich hat. Je reicher ein Araber iſt, deſto mehr Sorgfalt verwendet er in ſeinem Hauſe auf die Baderäume, die jeden Tag mehrfach

„Meine Herrin Zubede ſendet dir durch mich ihre Grüße und läßt dir ſagen, ſie habe eine Krone gefertigt, zu der ihr noch ein Stein fehle. Sie fragt bei dir an, ob du ihr den fehlenden geben kannſt.“

Da ſuchte Harun al Raſchid in ſeinen Schatzkammern; aber wie ſehr er auch ſuchte, es fand ſich kein Stein, der groß genug geweſen wäre.

Endlich ſagte Harun zu dem Sklaven:

„Bringe mir die Krone, damit ich ſelber ſehe, ob ich das Gewünſchte nicht herbeiſchaffen kann.“

Als die Krone gebracht wurde, ſah er, daß ſie aus koſtbaren Steinen gefertigt war. Er zeigte ſie allen Großen des Reiches und ſprach zu ihnen:

„Sucht in euren Schätzen, bis ihr einen Stein findet, der groß genug iſt, um das Mittelſtück dieſer Krone zu bilden.“

---

benutzt werden. Der Araber iſt wahrſcheinlich infolge ſeines in dieſer Beziehung wohltätigen Einfluſſes der Oſtafrikaneger von Sanſibar und Nachbargebiet ungemein reinlich an ſeinem Körper. Auch vor jeder Mahlzeit wäſcht der Araber ſich die Hände, und es werden die Schalen mit dem Waſſer in vornehmen Häuſern ſtets vor Beginn der Mahlzeit gereicht. — Das „Kanzu“ iſt ein langes, feines, durchſichtiges Hemd, welches vom Hals bis zu den Füßen reicht und an der Bruſt ein wenig offen iſt. Das „Kanzu“ iſt oft das einzige Kleidungsſtück und ſeine tadelloſe Reinheit der Stolz ſeines Beſitzers. — Scheik iſt eine Bezeichnung für alte arabiſche Männer, meiſt für ſolche, deren Gelehrſamkeit ihnen einen gewiſſen Grad von Achtung ihrer Stammesgenoſſen ſichert.

Sodani nannten urſprünglich die Araber die Inſel Sanſibar. Der Name hat im Laufe der Zeit allerlei Veränderungen erlitten, und iſt z. B. in einem Afrika behandelnden Buche aus dem Jahre 1619 als Zanzebar angeführt. — Der Ruf „Hodi“ an der Suaheliküſte iſt gebraucht, um ſich vor der Tür des Hauſes, welches man betreten will, anzumelden. Die Türen ſtehen in den arabiſchen Häuſern meiſt offen, und der Ankommende hat den Ruf „Hodi“ zu wiederholen, bis jemand antwortet oder an die Türe kommt; die Antwort lautet entweder „Hodi“ oder „karibu“, d. h. „tritt ein“. Es wäre ein arger Verſtoß gegen jede gute Sitte, einzutreten, ohne Hodi gerufen zu haben. Auch die Suahelis halten ſtreng auf dieſe Form.

Sie taten, wie ihnen befohlen war; aber vergebens.

Da berief Harun al Raſchid alle Kaufleute ſeines Reiches, verſprach ihnen viel Gold und Silber, konnte aber auch von ihnen keinen Stein bekommen, der groß genug geweſen wäre.

Faſt verzweifelte er daran, je zu erlangen, was er ſo eifrig ſuchte, als ein Mann zu ihm kam, der ſprach:

„In der Nähe von Bagdad wirſt du nicht finden, was du ſuchſt. Aber ſende nach Baſſara; dort lebt ein Jüngling Namens Mohamed, mit Beinamen der Träge, der kann dir einen Stein geben, welcher groß genug iſt, um die Mitte der Krone zu zieren.“

Da berief der Sultan ſeinen Vertrauten Mesruri Sayafi. Zu dem ſprach er:

„Nimm dieſen Brief und reiſe nach Baſſara; dort gehe zu meinem Miniſter Mohamed Zabidi.“

Mesruri Sayafi machte ſich alsbald auf den Weg und nahm ein großes Gefolge mit ſich. Sein Weg führte ihn durch eine weite Wüſte; als er die durchreiſt hatte, kam er nach Baſſara. Da begab er ſich ſofort in das Haus Mahomed Zabidis; dem gab er den Brief, und er las ihn. Sobald er geleſen hatte, bat er Mesruri Sayafi in ſein Haus zu kommen und ſein Gaſt zu ſein; er befahl, daß man ein großes Mahl bereite und ſetzte ſich mit ihm hin und aß.

Als das Mahl beendet war, ſprach Mesruri Sayafi zu ſeinem Gaſtgeber:

„Ich muß jetzt von dir ſcheiden; denn mir war befohlen, dir den Brief meines Herrn zu geben und gleich weiter zu ziehen nach dem Hauſe Mahomeds des Trägen. So laß nun mich und mein Gefolge weiter ziehen.“

Da nahmen ſie Abſchied voneinander, und Mesruri Sayafi zog weiter.

Als er nun zu Mahomed kam, gab er ihm den Brief Harun al Raſchids. Ehe dieſer ihn geleſen hatte, ſprach er zu dem Boten:

„Tritt ein in mein Haus und trinke mit mir eine Taſſe Kaffee!“

Mesruri Sayſi antwortete:

„Mein Auftrag war, dir den Brief meines Herrn abzuliefern und weiterzureiſen, ſobald du ihn geleſen haben würdeſt. Denn der Sultan befahl mir: „Verweile nicht, gib den Brief und laß Mahomed mit dir kommen!“

Als Mahomed dies gehört hatte, ſprach er:

„Ich höre, und dem Wunſche des Sultans werde ich folgen. Erſt aber bitte ich dich, in meinem Hauſe Kaffee zu trinken.“

Mesruri Sayaſi aber ſprach:

„Mir wurde nicht befohlen, Kaffee bei dir zu trinken.“

Mahomed antwortete:

„Du mußt von meinem Kaffee trinken.“

Und er bat ihn inſtändig, bis er einwilligte und in das Haus trat und in das Empfangszimmer ging. Dorthin brachte man kleine Schalen ſtarken Kaffees. Als nun Mahomed getrunken hatte, kam ein Sklave und legte ihm einen Beutel mit fünfhundert Denaren in den Schoß.

Mahomed ſprach zu Mesruri Sayaſi:

„Du biſt tagelang in der Wüſte geweſen und mußt dich ermattet fühlen. Erfriſche deine Glieder in einem Bade.“

Mesruri Sayaſi ging in den Baderaum und fand die Luft dort voll ſüßen Roſenduftes; denn das Bad, welches man ihm bereitet hatte, war nichts anderes als feinſtes Roſenwaſſer. Eunuchen kamen und bedienten ihn mit ſeidenen, weichen Handtüchern. Danach brachten ihm Sklaven neue koſtbare Kleider, die gewebt waren aus

ſeidenen und goldenen Fäden. Die tat er an. Danach ging er wieder in den Empfangsraum und ſetzte ſich nieder auf koſtbare, weiche Polſter. Als er ſich alles anſah, was in dem Raume ſtand und auf dem Fußboden lag, ſprach er zu ſich ſelber: „Sogar meines Sultans Haus iſt nicht eingerichtet wie dieſes! Es iſt das Schönſte, was ich je ſah!“

Man brachte Waſſer in goldenen Schalen, und Mesruri Sayaſi, ſein Wirt und die Gäſte, die anweſend waren, wuſchen ſich die Hände; denn es war ein Mahl bereitet worden, und junge Sklaven trugen es auf.

„Dergleichen aß ich noch nie!“ dachte Mesruri Sayaſi, indem er ſich die Speiſen munden ließ.

Darauf führte man ihn in ein Schlafgemach, und als Sklaven ihm ſein Lager bereitet hatten, traten ſchöngekleidete Mädchen ein, die ſpielten auf wohltönenden Inſtrumenten und ſangen Lieder, in denen ſie Mesruri Sayaſi prieſen. Er ſchlief ein und wachte geſtärkt wieder auf, als die Sonne am Himmel ſtand.

Sklaven ſtanden an der Tür ſeines Schlafgemaches, die warteten, damit ſie ihn in den Baderaum führten. Wieder fand er dort ein duftendes Bad bereitet, wieder brachte man ihm neue, goldgewirkte Kleider und führte ihn dann zu ſeinem Wirt in den Empfangsſaal; dort ſpeiſte er zur Nacht, und als es ſpät und er müde war, wies man ihm ein Schlafgemach, deſſen Einrichtung noch köſtlicher war, als die des Raumes, in dem er vorher geruht hatte. Und er ſchlief bis zum andern Morgen. Als er ſeine Augen aufſchlug, fand er, daß bereits Sklaven warteten, damit ſie ihn zu ſeinem Bade führten. Als er gebadet hatte, gab man ihm neue Kleider und brachte ihm einen Beutel mit fünfhundert Silberſtücken. Nachdem Mesruri

Sayaſi mit Mohamed den Morgenimbiß genommen hatte, ſprach er:

„Ich habe mich länger bei dir aufgehalten, als recht iſt. Laß uns zu meinem Herrn ziehen.“

Aber Mohamed ſprach:

„Verweile noch einen Tag; damit ich meine Maultiere beladen laſſen kann mit Geſchenken, die ich dem Sultan bringen werde.“

Da verging noch ein Tag für Mesruri genau wie der vorige. Am folgenden Morgen war alles bereit zur Reiſe. Vierhundert Mauleſel waren beladen worden. Mahomed ließ zwei Tiere ſatteln mit Goldſätteln und reich mit Steinen verzierten Zäumen und ſtarken ſeidenen Zügeln; dieſe ritten er und ſein Gaſt, und ſo zogen ſie mit großem Gefolge gen Bagdad.

Als die Sonne untergegangen war, wurden Zelte aufgeſchlagen für die Nacht. Das Zelt, in dem Mohamed und Mesruri Sayaſi ſchliefen, war aus Seide, und die Pfähle, über welche der koſtbare Stoff geſpannt war, waren von Holz der Aloe geſchnitzt.

Am andern Tage zogen ſie weiter, und nach etlichen Tagen erreichten ſie das Ziel ihrer Reiſe.

Mesruri Sayaſi aber dachte:

„Wenn ich den Sultan ſpreche, ſo muß ich ihn fragen, wie dieſer Mann zu ſeinem großen Reichtum gekommen iſt; denn ich entſinne mich, daß ſein Vater noch ein öffentliches Bad hielt.“

Als ſie den Palaſt des Sultans erreicht hatten und Harun al Raſchid ihnen entgegentrat, fiel Mohamed zur Erde und fragte:

„Darf ich zu dir ſprechen?“

Da ſagte Harun al Raſchid:

„Sprich!“

Als Mohamed ſeine Augen aufhob und ſeine Lippen öffnete, tat ſich das Dach des Hauſes auf, und es erſchienen Paläſte und Gärten mit herrlichen Bäumen, deren Blätter Perlen und deren Früchte Korallen waren.

Der Sultan war ſehr verwundert, als er das ſah, und fragte:

„Woher kommt all dieſer Reichtum? Wir wiſſen, daß du derſelbe Mohamed biſt, den die Leute den Trägen nennen, und dein Vater hielt ein öffentliches Bad. Wie alſo iſt es gekommen, daß du zu ſo unermeßlichen Gütern gelangt biſt?“

Mohamed erwiderte:

„Wenn du es befiehlſt, ſo werde ich dir meine Geſchichte erzählen. Ich habe all dieſe Geſchenke dir mitgebracht, nicht, weil ich dich fürchte, ſondern weil ich außer dir keinen Menſchen weiß, der ihrer würdig iſt. Jetzt laß mich dir erzählen, was mein Leben war. Als ich jung war, ſtarb mein Vater und ließ meine Mutter und mich in tiefer Armut. Ich war zu faul, um zu arbeiten, ja zu faul, um zu eſſen; deshalb tat meine Mutter mir jeden Biſſen in den Mund. Wenn ich lag, war ich zu faul, mich von einer Seite auf die andere zu wenden; meine Mutter tat es für mich. Die Speiſe aber, die wir aßen, mußte meine Mutter erbetteln, und das währte fünfzehn Jahre. Eines Tages kam ſie heim und brachte fünf Silbermünzen mit, die man ihr geſchenkt hatte. Dieſe gab ſie mir und ſprach:

„Nimm dieſe Münzen und gib ſie dem Scheik Abalmathfar, der ſein Schiff rüſtet, um damit nach China zu reiſen. Bitte ihn, daß er dir für das Geld Waren kaufe, die du hier mit Vorteil verkaufen kannſt; denn der Scheik iſt ein frommer Mann, der die Armen liebt. Gehe nun zu ihm und bringe ihm das Geld.“

Ich aber antwortete:

„Wie kann ich gehen!“

Da wurde ſie zornig und drohte.

„Gehſt du nicht zu ihm, ſo biſt du nicht länger mein Sohn. Weder Speiſe noch Trank werde ich dir reichen, und wenn du in der Sonne liegſt, werde ich dich liegen laſſen. Wenn dich hungert, werde ich dich ſterben laſſen!“

Sie ſchwor bei Allah, zu tun, wie ſie ſagte; deshalb willfahrte ich ihr und ließ ſie mir meine Sandalen antun und mein „Kanzu“. Dann ließ ich mir von ihr einen Stock geben, damit ich mich ſtützen konnte, und meine Mutter mußte mich aufrichten. Darauf ſagte ich zu ihr:

„Nun ſtelle dich hinter mich und ſchiebe mich, daß ich vorwärts komme.“ So gingen wir nun langſam voran, bis wir das Ufer erreichten. Dort ſuchten wir den Scheik Abalmathfar und fanden ihn, geſchäftig ſeine Güter an Bord bringen. Als er mich ſah, rief er erſtaunt:

„Was iſt vorgefallen, daß du hierher kommſt?“ Ich gab ihm die Münzen und ſagte ihm, was mich zu ihm führte. Er verſprach, meine Bitte zu erfüllen, und ich ging heim, um mein altes Leben weiterzuführen. Der Scheik begab ſich auf die Reiſe nach China, und er und ſeine Freunde machten dort ihre Beſorgungen, vergaßen aber mich und meine fünf Silberſtücke. Zwei Tage war er ſchon wieder auf der Rückreiſe, als ihm plötzlich ſein Verſprechen an mich einfiel.

„Wir müſſen zurückkehren,“ ſprach er zu ſeinen Reiſegefährten, „denn ich habe Mahomed dem Trägen verſprochen, Waren für ihn zu kaufen.“ Davon aber wollten die anderen nichts hören, ſondern ſie beſchloſſen, daß jeder der Reiſenden einen kleinen Teil der Einkäufe, die ſie für ſich gemacht hatten, für mich hingeben ſollten. Das geſchah. Als ſie weiter reiſten, kamen ſie zu einer Inſel,

die hieß Sunudi. Dort warfen ſie Anker, gingen an Land und ſahen ſich die Stadt an. Vor einem der vielen Läden ſahen ſie einen Affen, der war feſtgebunden, und andere Affen kamen und ſchlugen ihn. Das tat dem Scheik leid; deshalb ging er zu dem Eigentümer des Tieres und kaufte es von ihm mit dem Gelde, welches ich ihm gegeben hatte. Er meinte, der Affe wäre gut für mich, um damit zu ſpielen; denn er wußte, daß ich jeder Arbeit abhold war.

Wenige Tage ſpäter landete der Scheik ſein Schiff bei einer Inſel, die hieß Sodani; ihre Einwohner nährten ſich von Menſchenfleiſch. Als nun das Schiff ankam, gingen ſie an Bord, banden alle, die darauf waren, töteten ſie und fraßen ſie auf. Der Scheik Abalmathfar und zwei andere Männer waren verſchont geblieben; doch am anderen Morgen ſollten auch ſie ſterben. Aber während der Nacht ſtand der Affe auf von ſeinem Lager, ging zu den drei Männern, löſte ihre Bande, und alsbald machten ſie ſich eilig auf den Weg nach ihrem Schiffe. Das fanden ſie noch genau ſo vor, wie ſie es verlaſſen hatten. Da machten ſie es zur Abreiſe fertig und flohen. Während der Seereiſe tauchten die Männer, welche mit dem Scheik geflohen waren, nach Perlen, und als der Affe das ſah, ſprang er ebenfalls ins Waſſer. Der Scheik wurde ſehr betrübt; denn er meinte nicht anders, als daß der Affe ertrunken ſei. Doch als die Männer aus dem Waſſer emportauchten, kam auch der Affe mit ihnen und brachte Perlen, die ſchöner und größer waren als alle anderen. Die gab er dem Scheik.

Dieſer ſprach:

„Ohne den Affen wären wir alle ums Leben gekommen. So laßt uns jeder zwölfhundert Silberſtücke geben als den Preis für unſer Leben. Das Geld aber, die Perlen und der Affe gehören Mahomed dem Trägen.“

Er ſelber ſammelte das Geld ein, legte es zu den Perlen, band alles zuſammen und zeichnete das Paket mit meinem Zeichen. Als das Schiff nun bald darauf bei Baſſara landete, feuerten ſeine Inſaſſen fünf Schüſſe ab, damit die Bewohner der Stadt wüßten, daß ſie kämen. Auch meine Mutter erfuhr von der Ankunft. Sie kam zu mir und ſprach:

„Der Scheik Abalmathfar iſt gekommen; gehe zu ihm und frage ihn nach den Sachen, die er dir gekauft hat.“

Ich ſprach:

„Ich kann nicht aufſtehen, hilf mir.“ Das tat ſie; auch legte ſie mir meine Schuhe an, warf mir mein Kanzu über und ſchob mich vorwärts; genau ſo, wie ſie es vordem getan hatte.

Der Scheik empfing mich freundlich, reichte mir die Hand und fragte mich nach meinem Ergehen. Dann ſagte er, daß meine Güter zu mir gebracht werden würden. Und wir gingen heim, wie wir gekommen waren. Daheim legte ich mich ſogleich wieder hin. Nach einer kleinen Weile kam ein Mann, der brachte mir einen Affen und ſagte:

„Der Scheik Abalmathfar ſendet ihn dir und grüßt dich.“ Ich nahm das Tier, und der Mann, der es gebracht hatte, ging ſeiner Wege. Ich aber rief meine Mutter, zeigte ihr den Affen und ſprach:

„Siehe, was der Scheik mir mitgebracht hat! Hier kauft man zehn Affen für ein Silberſtück, und er hat fünf für dieſen einen gegeben.“ Noch hatte ich dieſe Worte nicht beendet, als ein Mann an der Tür ſtand, der rief:

„Hodi!“

Ich hieß ihn eintreten, und er kam herzu und händigte mir einen Bund Schlüſſel ein. Hinter ihm her aber kamen Männer mit großen Käſten, und der Mann ſprach:

„Dieſe Schlüſſel gehören zu den Käſten.“

„Was ſoll ich mit ihnen?“ fragte ich.

„Sie ſind dein. Denn ſie enthalten, was der Scheik für dein Geld für dich gekauft hat.“

Ich aber wurde unmutig; denn ich meinte nicht anders, als daß der Scheik mich armen Mann narren wollte. Der die Sachen gebracht hatte, rief:

„Bei Allah! Der Scheik iſt nicht ein Mann, der mit der Armut Spott treibt. Er ſelber wird zu dir kommen und mit dir reden.“

Schon hörte ich die Stimme des Scheiks „Hodi“ rufen an meiner Tür; da ſtand ich auf, ging ihm entgegen und begrüßte ihn. Der Scheik erklärte mir darauf, wie alles ſo wunderbar gekommen ſei, und ich war von Herzen froh und ihm dankbar, daß unſere Armut beendet war. Als er fortgegangen war, ſah ich mir den Inhalt der Kiſten und Käſten an und fand meine Erwartungen weit übertroffen.

Meine Mutter war anfangs ſtumm vor Staunen und Freude; dann ſprach ſie:

„Allah hat meinen Sohn reich geſegnet, ihm ſei Dank! Nun aber, mein Sohn, zeige, daß du ſeiner Güte wert biſt. Gehe hin, ſuche dir ein Haus, richte einen Laden ein mit den Waren, welche der Scheik dir gebracht hat, und arbeite.“

Das tat ich denn auch. Wenn ich in meinem Laden ſaß, ſo war mein Affe an meiner Seite, oder er ging des Morgens fort und kam am Abend zurück; dann hatte er ſtets einen Beutel mit Silber- oder Goldſtücken im Maule, die legte er vor mich, und ich nahm das Geld und verwahrte es. Unſere Mahlzeiten teilten wir miteinander und waren gute Freunde. Auf dieſe Weiſe verging eine geraume Zeit. Da eines Abends geſchah etwas, was mich

mit Staunen und Schrecken erfüllte. Mein Affe war den ganzen Tag über von mir fort gewesen, und als er heimkam, begrüßte er mich mit Worten, wie Menschen zu sprechen pflegen. Ich erwiderte den Gruß, war aber doch unruhig ob solch seltsamen Vorkommnisses. Der Affe sah meine Besorgnis und sprach:

„Fürchte dich nicht, Mahomed; denn ich bin kein gewöhnlicher Affe, sondern der Gott der Gläubigen hat mich geschaffen, daß ich dir diene und zu Glück und Reichtum verhelfe. Dein Reichtum ist jetzt groß; aber eins fehlt dir noch; denn du hast kein Weib. Ich habe dir im Auftrag Allahs ein Weib ausgesucht, das du heiraten mußt."

Da fragte ich:

„Wer ist das Weib?"

Er antwortete: „Morgen mache dich bei Sonnenaufgang auf den Weg und gehe auf den Markt. Nimm mit dir deine besten Sklaven; reite ein Maultier, dessen Sattel und Zügel sehr kostbar sind, und du selber kleide dich in deine besten Kleider. Auf dem Markte wirst du einen alten Mann sehen, der trägt die Tracht der Priester des Höchsten. Ihn rede an und sage ihm, daß du seine Tochter zum Weibe begehrst. Er wird von dir großen Reichtum fordern für seine Tochter. Gib ihn hin; denn wenn du das Weib hast, wird dein Gut sich mehren." Nachdem der Affe so gesprochen hatte, legte ich mich nieder und schlief. Am anderen Tage tat ich, wie das Tier mir gesagt hatte, und alles kam genau so, wie mir prophezeit worden war. Der alte Mann gab mir seine Tochter zum Weibe, und als ich heimkam, war ich ein verheirateter Mann. Ich erzählte dies dem Affen. Der sprach:

„Wann wirst du dein Weib aus dem Hause ihres Vaters holen?"

Ich ſagte es ihm. Er darauf zu mir: „Wenn du in das Haus des Mannes gehſt, deſſen Tochter du gefreit haſt, ſo wirf einen Blick in den Hof des Hauſes. Zu deiner Linken wirſt du eine Türe ſehen, an ihr hängt ein Ring, den kannſt du öffnen mit dem Schlüſſel, der daran hängt; tue es und gehe in den Raum. In ihm wirſt du einen großen Kaſten gewahren, auf dem ein Topf ſteht; in dieſem iſt ein Gefäß mit Waſſer. Links davon ſteht ein roter Hahn und rechts ein Meſſer, deſſen Inſchrift einen Zauber ausübt. Mit dieſem Meſſer ſchlachte den Hahn und dann waſche das Meſſer in dem Gefäß. Danach wirſt du ſehen, daß der Kaſten ſich öffnet, und ein großer Schatz wird vor dir liegen, von dem niemand weiß, daß er da iſt. Er ſoll dein ſein; denn ſo will es Allah, der mich erkoren hat, dir der Überbringer irdiſchen Glückes zu ſein. Tue genau, wie ich dir ſagte; denn nun liegt es in deiner Hand, glücklich oder unglücklich zu ſein. Mein Auftrag iſt zu Ende, und ich werde hingehen, wo ich hergekommen bin.“

Ich dankte dem Affen und verſprach, ſeinen Ratſchlägen zu folgen.

Ich tat es auch. Aber man denke ſich meinen Schreck, als ich plötzlich im Nebenraum das Mädchen, welches ich gefreit hatte, rufen hörte: „Der Affe raubt mich, er raubt mich!“

Ich ging alsbald hin, von wo die Stimme gekommen war, und fand, daß mein Weib fort war. Mir war zumute, als ſollte ich verrückt werden! Der Vater meiner Frau gebärdete ſich auch wie ein Wahnſinniger, als ihm die Nachricht gebracht wurde. Gleich einem Raſenden ſtürzte er auf mich los und ſchrie:

„Was jetzt geſchehen iſt, wollte er lange ſchon tun. Ich litt es nicht und feſſelte ihn durch den Zauber, den

du gelöſt haſt. Mit Tränken habe ich ihn gezwungen, Affengeſtalt anzunehmen! Jetzt iſt alles vorbei! Gehe fort von mir, denn ich liebte mein Kind und traure darum! Dich aber verfluche ich, der du an dem Unheil ſchuld biſt! Eile, mach', daß du fortkommſt, damit ich dir in der Bitterkeit meines Herzens kein Leid zufüge."

Da verließ ich den alten Mann. Nirgends aber fand ich Ruhe, ſondern irrte umher wie ein Heimatloſer. Auf meiner Wanderung kam ich in einen dichten Wald. Überall ſuchte ich mein verlorenes Weib. In dem Walde ſah ich zwei Schlangen, eine weiße und eine ſchwarze. Die weiße wurde von der ſchwarzen verfolgt. Da tötete ich die ſchwarze. Die weiße verſchwand, kam jedoch bald zurück mit drei anderen Schlangen, die ihr genau glichen. Dieſe vier nun machten ſich daran, den Körper der toten Schlange zu zerſtückeln, und ich hörte ſie ſagen: „Wir werden es dir Dank wiſſen, was du uns getan."

Danach fragten ſie:

„Biſt du nicht Mahomed, den ſie den Trägen nennen?" Ich bejahte es.

„Wir werden dir Dank wiſſen," ſagten ſie wieder; „denn wir kennen deine Geſchichte und wiſſen, wen du ſuchſt. So Allah es will, wirſt du dein Weib wieder haben."

Damit gingen ſie von dannen und kehrten zurück mit einem Manne, der war übernatürlich groß. Den fragten ſie, ob er die Geſchichte meines Weibes kenne. Er ſprach:

„Ich weiß, wo ſein Weib iſt. Ich weiß auch, daß der, der ſie geraubt hat, kein Affe war, ſondern ein Jin, der die Geſtalt eines Affen hatte annehmen müſſen. Er hatte jahrelang danach gedürſtet, das Mädchen zu beſitzen; doch ein Zauber band ihn. Nun er erlöſt iſt, hat er ſeinen Wunſch erfüllt, und er iſt wieder geworden, was er war.

Er fand aber, daß die Welt zu eng für ihn war, und deshalb iſt er in die Stadt der Nuhas gegangen."

Als er geſprochen hatte, befahlen ihm die Schlangen:

„Trage dieſen Mann hier in jene Stadt."

Er ſprach:

„Euren Befehl werde ich ausführen," und der Mann bückte ſich, indeſſen die Schlangen mir halfen, auf ſeinen Rücken zu ſteigen. Dabei ſagten ſie:

„Dieſer Mann iſt ein Marid; deshalb nenne nicht den Namen Allahs, während er dich trägt, ſonſt verſchwindet er. Die Mariden vertragen es nicht, daß der Name Allahs in ihrer Gegenwart genannt wird."

Danach flog der Mann auf mit mir, hoch hinauf zu den Wolken, ſo daß ich ſchließlich nichts mehr ſehen konnte von der Erde, die weit unter uns lag. Da hörte ich in den Wolken den Geſang der Engelchöre, die den Höchſten prieſen. Zu gleicher Zeit ſah ich einen Jüngling von wunderſchöner Geſtalt, deſſen Turban war aus grünem Stoff geſchlungen, und er trug in der Hand ein Wurfgeſchoß.

„Stimme ein in den Lobgeſang," rief er mir zu, „oder ich töte dich mit dieſer Waffe."

Da tat ich meinen Mund auf und pries Allah. In demſelben Augenblick fühlte ich, daß ich von dem Rücken des Mannes glitt, der mich trug, und ich ſank hinab, der Erde zu. Der Jüngling aber, der zu mir geſprochen hatte, traf den Mann mit ſeiner Waffe, und er verſchwand vor meinen Augen. Ich ſank weiter, immer weiter, bis ich plötzlich fühlte, daß Wellen über mir zuſammenſchlugen und mich dann wieder hoch emportrugen. Ich war in das Meer gefallen. Leute in einem Fiſcherboote gewahrten und retteten mich. Sie gaben mir zu eſſen und zu trinken; aber wir konnten uns nicht verſtändigen; denn

ſie redeten nicht meine Sprache und ich nicht die ihre. Als wir an Land kamen, führten ſie mich zu ihrem König; der ſprach arabiſch und fragte mich, woher und wohin, und ich gab Antwort, ſo gut ich konnte. Danach überwies er mich ſeinem Miniſter und befahl ihm, für mich zu ſorgen. Dieſer tat es auch, und ich konnte ruhen und mich pflegen, ſoviel ich wollte. Das Zimmer, in dem ich wohnte, blickte auf einen großen Garten, durch welchen ein ſchöner, waſſerreicher Fluß floß. Eines Tages überkam mich die Luſt, in der klaren Flut zu baden, und ich ſtieg hinab in den Garten und badete. Hernach ging ich dem Laufe des Stromes nach, weiter, immer weiter, ohne zu wiſſen oder auch nur daran zu denken, wohin mein Weg mich führen würde. Plötzlich rief mich eine Stimme bei Namen. Ich wandte mich um und ſah einen Reiter vor mir, der ſprach:

„Deine Wohltat ſoll dir belohnt werden. Kennſt du mich?“ Ich wußte jedoch nicht, wer er war. Darauf ſprach der Mann weiter:

„Ich bin der Bruder der weißen Schlange und ſchulde dir Dank für ſie.“ Und dann gebot er mir, mich hinter ihn auf ſein Pferd zu ſetzen.

„Wir ſind nahe der Stadt Nuhas,“ ſprach der Mann und im ſauſenden Galopp ging's vorwärts, bis wir auf einer Anhöhe waren, von der aus ich im Tal einen Fluß fließen ſah. Dort ſtiegen wir ab. Als ich mich nach meinem Führer umblickte, war er verſchwunden. Noch ſtand ich und bedachte, was ich wohl tun ſollte, da hörte ich meinen Namen rufen und mich grüßen. Ich erwiderte den Gruß und ſah vor mir einen Mann ſtehen, der ſprach:

„Ich bin ein Bruder der weißen Schlange. Wir ſind unſerer drei und ſind dir alle drei zu Dank ver-

pflichtet. Ich tue deshalb für dich, was in meinen Kräften ſteht. Siehſt du jene Stadt?“ fuhr er fort, in das Tal weiſend. „Das iſt Nuhas.“

„Wie aber,“ fragte ich, „kann ich da hineingelangen?“

Darauf gab mir der Mann ein Schwert in die Hand.

„Nimm dies,“ ſprach er; „die Zeichen, welche du darauf ſiehſt, ſind Zauberformeln. Die Tore der Stadt werden ſich dir öffnen, wenn du dies Schwert in der Hand haſt. Ohne ſeine Zauberkraft iſt es unmöglich für Menſchen, in die Stadt zu gelangen. Folge dem Laufe des Stromes, den du von hier aus ſiehſt, dann wirſt du bald am Ziel deiner Reiſe ſein.“

Ich ging alſo den Fluß entlang, und da ich vor den Toren von Nuhas ſtand, öffneten ſie ſich von ſelber. So ging ich denn immer, mein Schwert in der Hand, in der Stadt umher, ſah alle Einwohner und wurde doch von ihnen nicht geſehen; denn die Zauberformeln des Schwertes waren von großer Macht. Lange wanderte ich in den Straßen umher; endlich fand ich, die ich ſuchte: mein Weib! Auf den erſten Blick hatte ich die ſchmerzlich Vermißte erkannt, und ſie ſah und erkannte mich auch ſofort. Voller Freude begrüßten wir uns.

„Wie kamſt du hierher?“ fragte ich ſie.

„Der Affe hat mich hergebracht!“ entgegnete ſie, und nun erzählte ſie mir den ganzen Vorgang, wie er ſeit Jahren ſie zum Weibe begehrt habe, aber durch einen Bann von ihr fern gehalten worden ſei. Nun dieſer Bann gebrochen, habe er ſie gezwungen, mit ihm zu gehen von Ort zu Ort und von Land zu Land. Nirgends aber habe er ſich wohl gefühlt, als allein hier in Nuhas, wo kein menſchlich Weſen lebe. Augenblicklich ſei er verreiſt, fügte ſie hinzu, und nun ich da ſei, ſei ja alles gut, denn nun würde ich ſie mit mir fortnehmen. Dann erzählte ich ihr, wie es mir

gelungen ſei, an jenen Ort zu kommen, und ſie hörte mir mit fliegendem Atem zu. Als ich geendet hatte, ſagte mein Weib: „Hier muß alles den Willen des Affen tun, der mich geraubt hat! Aber ich will dir ſagen, was du zu tun haſt, um die Jins dir untertan zu machen. Du wirſt an einer Eiſenſtange einen Topf hängen ſehen, in dem iſt Weihrauch. Den nimm, zünde ein Feuer an und räuchere, indeſſen du den Namen Allahs anrufſt. Alsbald werden alle Jins vor dir erſcheinen und nach deinen Befehlen fragen."

Ich tat, wie ſie mir geſagt hatte, und alsbald erſchienen Weſen vor mir, welche nichts anderes als Jins ſein konnten: Krüppel und Lahme, Klumpfüßige, ſolche mit einem Arm oder mit einem Auge, und alle waren von gleich abſchreckender Geſtalt.

„Wir ſind deine Diener!" riefen ſie, „befiehl!" Und ich ſprach:

„Wo iſt der, welcher mein Weib mir geraubt hat?" Sie antworteten:

„Er iſt verreiſt, aber jeden Augenblick kann er heimkehren!"

Da ſprach und befahl ich:

„Bringt ihn gebunden vor mich!"

Im Nu waren ſie alle verſchwunden, um nach wenigen Augenblicken zurückzukehren, den Jin in ihrer Mitte und gebunden.

„Haſt du," redete ich ihn an, „mir mein Weib geraubt?"

Winſelnd geſtand er es, meine Gnade anflehend. Ich aber rief:

„Als Lohn für deine Übeltat werde ich dich in eine metallene Flaſche zwingen und in die See werfen." Ihm geſchah, wie ich geſagt hatte.

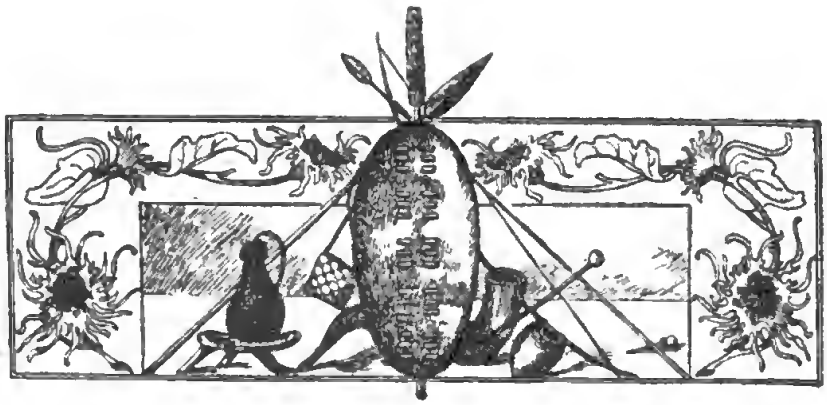
Danach befahl ich den Jins, alles, was an Gold und Goldeswert in Nuhas ſei, in mein Haus zu ſchleppen und ſchließlich mein Weib und mich in meine Heimat zu bringen. Alles wurde mit ſchier unglaublicher Schnelligkeit ausgeführt. Daheim aber war große Freude, als wir dort erſchienen, und unſere Hochzeit wurde noch einmal gefeiert mit allem Pomp, welchen unſer Reichtum uns geſtattete.

Alle dieſe Dinge, großer Sultan, die ich dir bringe, bitte ich dich anzunehmen als ein Zeichen, daß ich ihrer niemand außer dir für würdig erachte."

„Ich danke dir," ſprach der Sultan; „nun aber bitte ich dich, hier in Bagdad zu bleiben; gehe nicht wieder zurück nach Baſſara!"

Darauf erwählte er Männer, wert ſeines Vertrauens, ſandte ſie nach Bagdad und ließ alle Güter Mahomeds von ihnen nach Bagdad bringen.

Mahomed und ſein Weib aber lebten fortan in Glück und ungeſtörtem Frieden noch viele Jahre daſelbſt.



Drei Worte.

Sanſibarſage.

Ein Geizhals pflegte Leute, in deren Schuld er ſtand, zu betrügen; deshalb war es für ihn nach und nach ſchwer geworden, ſolche zu finden, die ihm Waren verkauften oder Dienſte leiſteten.

„Er gibt uns doch nicht, was uns zukommt," ſagten die Menſchen und wollten mit ihm nichts zu tun haben.

Eines Tages hatte der Geizhals koſtbares Glas gekauft. Da er ein ſchwacher, alter Mann war, konnte er die ſchwere Kiſte mit dem Glas nicht ſelber tragen und mußte jemanden ſuchen, der es für ihn täte.

„Entweder bezahle ich dir deine Mühe in Geld," ſagte er zu einem Manne, der ſich zu dem Dienſte bereit erklärt hatte, „oder ich werde dir drei Worte ſagen, die dir im Leben von Nutzen ſein werden. Wähle!"

„Sage mir die drei Worte!" entgegnete der Mann. Dann nahm er die Kiſte, ſetzte ſie ſich auf ſeinen Kopf[16])

---

[16]) Die Sitte, Laſten auf dem Kopfe zu tragen, iſt wohl eine ſo ziemlich bei allen Negerſtämmen übliche. Es iſt erſtaunlich, welch ein Gewicht ein Schwarzer auf dieſe Weiſe ohne Ermüdung weite Strecken tragen kann. In Süd- und Oſtafrika benutzen die Leute einen aus Gräſern geflochtenen Teller, den ſie zwiſchen Schädel und Laſt ſchieben, und der vor zu großem Drucke ſchützt.

Digitized by Google

und trug ſie eine Strecke Weges. Als er ſich ausruhen wollte, ſprach er:

„Herr, ein Drittel des Weges habe ich hinter mir; gib mir eins der drei Worte zu wiſſen.“

Da ſprach der Geizhals:

„Glaube dem nicht, der dir ſagt, Sklaverei ſei beſſer als Freiheit.“

Der Träger nahm ſeinen Weg wieder auf. In ſeinem Innern aber dachte er:

„Dieſer Menſch iſt ſchlimmer als ein Geizhals; denn er iſt ein arger Betrüger.“

Nach abermals einer Weile ſetzte er die Kiſte nieder und ſprach:

„Ich will ausruhen! Sage mir das zweite Wort.“

Der Geizhals ſprach:

„Sollte ſich jemand finden, der dir ſagt, Armut bringe Glück, und Reichtum Unglück, ſo glaube es nicht.“

Wieder hob der Mann ſeine Laſt auf den Kopf und trug ſie bis vor das Haus des Geizhalſes.

„Welches iſt das dritte Wort?“ fragte er dieſen.

„Erſt ſetze die Kiſte nieder!“

„Nein, erſt ſage das Wort!“

„Glaube niemandem, der es verſucht, dir einzureden, Hunger tue nicht weh,“ lauteten die Worte des Geizhalſes.

„Gehe zur Seite, Herr,“ rief der Träger der Kiſte, „damit ich meine Laſt niederſetze!“ Dabei ließ er ſie mit großem Krach zur Erde fallen.

„Was haſt du getan?“ jammerte der Geizhals.

„Du haſt mein Glas zerbrochen!“

Da ſprach der Mann:

„Wenn jemand kommt, der dir ſagt, es ſei etwas anderes als Scherben in der Kiſte, ſo glaube ihm nicht.“

Der Wind.

Eine Buſchmannſage.

In früheren Zeiten war der Wind ein Menſch, und als ſolcher ging er umher und ſchoß die Tiere des Feldes. Da wurde er plötzlich in einen Vogel verwandelt. Da er nun nicht mehr auf die Jagd gehen konnte, breitete er ſeine Flügel aus und flog in die Berge und verbarg ſich in einer Kluft. Dieſe Kluft wurde ſeine Heimat. Nur wenn er die Kraft ſeiner Schwingen üben will, dann verläßt er die Berge und fliegt weit über die Erde; aber die Menſchen ſehen es nicht, daß er ein Vogel iſt. Wenn er fliegt, dann läßt er ſeine Blicke weithin ſchweifen und ſucht ſich Nahrung. Sobald er ſeinen Hunger geſtillt hat, kehrt er zurück in ſeine Kluft, und dort ſchläft er, bis er geſtärkt wieder erwacht und von neuem ſeinen Flug über die Erde beginnt.

Die verlorenen Kinder Gottes.

Eine Madagaskarſage.

Der Erſchaffer der Welt, der Geiſt, von dem alles Leben ausgeht, Gott, hatte zwei Söhne. Dieſe ſtiegen hernieder auf die Erde und nahmen zwei Pflegerinnen mit ſich; denen vertraute Gott ſie an. Dieſe beiden Weiber hießen Rakoriaho und Ravao. Die Söhne Gottes aber waren eines Tages verſchwunden, und Rakoriaho und Ravao gingen aus, um ſie zu ſuchen; aber auch dieſe beiden kamen nicht wieder. Da machten ſich alle Weſen und Dinge auf der Erde auf die Wanderſchaft, um die Verlorenen wiederzufinden. Die Steine, die Bäume, die Menſchen, das Waſſer — alles, was lebte und nicht lebte, ſuchte. Aber es half nichts; die Vermißten kamen nicht zurück. Endlich fragten die Menſchen bei Gott an, ob er nicht ſagen könne, wo man zu ſuchen habe. Als Gott die Bitte der Menſchen hörte, ſprach er:

„Jeder Menſch, jeder Stein, jedes Tier, jeder Baum und das Waſſer ſoll aufhören zu ſuchen und bleiben, wo es gerade iſt.“

Es waren aber manche Steine auf ihrer Wanderung tief in das Erdinnere eingedrungen. Als nun das Wort Gottes, welches ihnen befahl, nicht weiter zu ſuchen, ſie traf, blieben ſie an Ort und Stelle liegen und liegen noch

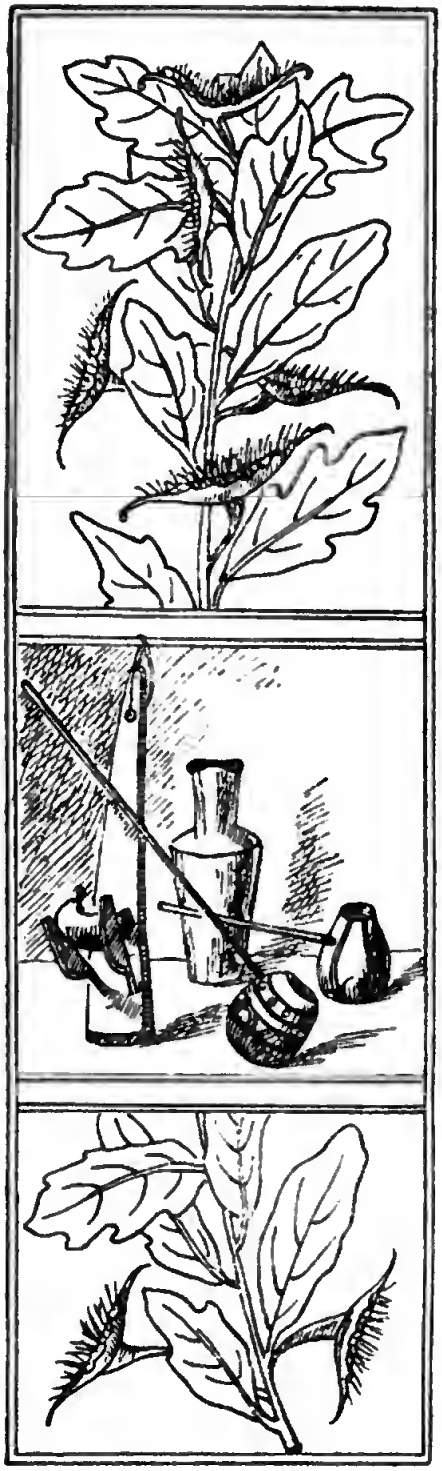
dort. Auch Tiere befanden ſich tief in der Erde und mußten von nun an dort wohnen bleiben, ſo der Maulwurf, die Schlange und alles Gewürm.

Auch die Bäume hatten ſich teilweiſe in den Erdboden verborgen; deshalb ſind bis auf den heutigen Tag ihre Wurzeln darin verſteckt. Andere, welche bereits tiefer gewandert waren, blieben dort liegen. Man findet ihrer an manchen Stellen große Mengen tief unter der Erdoberfläche. Die Menſchen waren ſuchend weit über die Erde gezogen und hatten ſich nach allen Richtungen hin zerſtreut. Daher kommt es, daß es überall, in allen Ländern Menſchen gibt.

Das Waſſer wurde angeklagt, daß es ſchuld daran trage, daß die Söhne Gottes und ihre Wärterinnen verloren waren. Deshalb ſprach Gott zu dem Waſſer:

„Weder bei Tag noch bei Nacht ſollſt du Ruhe finden, bis Rakoriaho und Bavao gefunden ſind.“

Seitdem rauſchen die Waſſer unaufhörlich auf und nieder, ohne jemals zur Ruhe kommen zu können, und immer noch ſuchen ſie nach den Kindern Gottes und ihren Wärterinnen.



Viel Suchen wirbelt Staub auf.[17])

Eine Betſchuangeſchichte.

Ein Mann ging in den Wald, um Holz zu

---

[17]) In der Betſchuanaſage „Viel Suchen wirbelt viel Staub auf" iſt eine unverkennbare Gleichheit des Aufbaues mit der Erzählung Goſo, eine Geſchichte aus Mombaſſa, zu finden. Dieſe Übereinſtimmung des Aufbaues, der Ideen, ja der Worte der verſchiedenen Sprachen iſt zwar überraſchend, wenn man bedenkt, daß die Neger Afrikas ſich untereinander abſolut nicht verſtehen, ſowie ſie verſchiedenen Ländern angehören; dennoch iſt ſie natürlich durch die enge Verwandtſchaft, in welcher ſcheinbar ſämtliche Afrikaneger zueinander ſtehen. Wir finden das Wort nyoko ſowohl bei den Kapkaffern, Zulus und Suahelis, bei allen dreien heißt es: Schlange, und dennoch ſind die drei Sprachen im ganzen ſehr verſchieden voneinander trotz gelegentlicher Übereinſtimmungen, die nur den gleichen Stamm bedeuten. Auch bei den im Südweſten Afrikas wohnenden Hereros fanden ſich Worte, welche eine entſchiedene Vetternſchaft

fällen. Er ſuchte nach Bäumen, die gutes, geſundes Holz hatten, aber er konnte keine finden. Schließlich erſtieg er einen hohen Felſen, und von ihm aus ſah er, was er ſuchte. Da nahm er einen großen Stein und rollte ihn hinab auf den Baum zu. Der Stein rollte in die Tiefe und ſchreckte einen Bock auf, welcher im Buſche lag und ſchlief. Der Bock lief tiefer hinein in den Buſch und traf auf einen Büffel. Der ſprang auf; denn er fürchtete ſich vor dem Bock. Ein Mann aber jagte in demſelben Buſch. Als der Büffel ihn ſah, tötete er ihn. Kaum war der Mann tot, ſo verſammelten ſich Aasvögel an der Stelle. Da die Menſchen von weither die Vögel in der Luft ſchweben ſahen, liefen ſie eilends hinzu, um zu ſehen, was geſchehen ſei. Da fanden ſie den toten Mann, konnten aber nicht ſehen, was ſeinen Tod veranlaßt hatte. Sie ſtanden um den Leichnam herum und fragten einander:

„Woran ſtarb dieſer Menſch?“

Plötzlich gewahrten ſie den Abdruck des Fußes des Büffels.

„Ein Büffel hat ihn getötet“, riefen ſie.

„Woher kam der Büffel?“ fragten ſie dann.

Und ſie fanden, daß er aus dem Buſch gekommen ſein müſſe.

„Warum kam er aus dem Buſch?“ fragten ſie wieder.

Da gewahrten ſie die Fährte des Bockes.

„Woher kam der Bock, als er den Büffel erſchreckte?“ fragten ſie.

„Er kam aus dieſem Buſch!“

„Was aber hat den Bock aufgejagt?“

---

mit den oſtafrikaniſchen Stämmen zu erkennen geben, ſo z. B. heißt onganga im Dialekt der Herero Zauberer, Arzt; das Wort mganga iſt dasſelbe in der Sprache der Suaheli.

Sie ſahen den großen Stein und fragten weiter:

„Woher kam der Stein, als er den Bock erſchreckte?“

„Von jenem Felſen!“ lautete die Antwort.

„Und was hat den Stein ins Rollen gebracht?“

„Ein Menſch! Denn er ſuchte nach einem Baume zum Fällen und rollte den ſchweren Stein gegen jenen Baum, daß er ihn umwürfe.“

Sie ſprachen weiter:

„Warum mußte er gerade dieſen Baum fällen? Es waren eine Menge anderer Bäume da. Warum mußte er Dinge, die in Ruhe und Frieden waren, ſtören?“

Seitdem gibt es in Betſchuanaland ein Sprichwort, welches heißt:

„Viel Suchen wirbelt viel Staub auf.“

Die fliehenden Kinder.[18])

Ein Hereromärchen.

Es waren einmal mehrere Schweſtern, die gehörten den Hereros an. Als ſie mit ihren Eltern an einen Platz gekommen waren, der ſehr ſchöne Weiden und viele Bäche und Flüſſe hatte, fingen ſie an, ſich hübſche kleine Hütten an den Ufern des Waſſers zu bauen, und in ihnen wohnten ſie. Bald aber waren die Weiden von ihrem Vieh abgegraſt, und die Hereros zogen deshalb weiter und nahmen auch ihre Kinder mit ſich. Indeſſen waren ſie noch nicht weit gewandert, als die Mädchen, welche ſich

[18]) Die Herero ſind ein Nomadenvolk, daher in dieſer Erzählung die Rede davon iſt, daß ſie, ſobald ihr Vieh die Weide abgegraſt hat, weiterziehen. Die älteſte Tochter genießt in jeder Hererofamilie eine beſonders bevorzugte Stellung und heißt allgemein „das große Mädchen". — Mit den in dieſer Sage angegebenen Lauten „grrrr, grrrr" und „pfuh, pfuh" ſind jedenfalls die Schnarchlaute, die wir mit „ſägen" und „blaſen" bezeichnen, gemeint. — Eiſerne Schmuckgegenſtände tragen Hererofrauen oft an ihren Röcken; wenn ſie kein Geräuſch machen wollen, müſſen dieſe befeſtigt werden. Eine kleine Glockenart trägt oft die Älteſte einer Familie. — Die Herero und Damara ſtehen ſich ſtets feindlich geſinnt gegenüber; der Herero betrachtet den Damara als tief unter ſich ſtehend. — Neger gehen ſtets einer hinter dem anderen, und es iſt rätſelhaft, wie ſie imſtande ſind, Unterhaltungen aufrecht zu erhalten, in denen z. B. der erſte und ſiebente und der zweite und achte miteinander reden. In Familien wird bei dieſer Art des Gehens das Alter innegehalten.

die Hütten gebaut hatten, beſchloſſen, wieder zurückzugehen; denn ſie ſehnten ſich nach ihrem alten Spielplatz. Deshalb gaben ſie die Laſten, welche ſie zu tragen hatten, und die in Tüchern, Kochgeräten und Schemeln beſtanden, an ihre Eltern und traten den Rückweg an. Als ſie zu ihren Hütten gekommen waren, fanden ſie, daß Bergdamaras Beſitz von ihnen genommen hatten. Da fürchteten ſich die Mädchen und verſteckten die älteſte Schweſter. Sie hieß Cnihova. Als die Bergdamaras die Mädchen ſahen, beſchloſſen ſie, dieſelben zu Weibern zu nehmen.

„Dieſe gehört mir," ſagte der eine.

„Und dieſe hier mir," ſagte ein anderer.

Schließlich war nur ein alter Mann übrig, der noch keine Frau hatte. Zufällig fand er die verſteckte älteſte Schweſter und rief:

„Dieſe gehört mir!"

„Nein," rief der Häuptling. „Sie ſoll auch noch mir gehören; denn ich bin euer Häuptling."

Dann begaben ſie ſich zur Ruhe. Am folgenden Tage gingen die Damaras auf die Jagd. Nur der alte Mann blieb zurück. „Ich werde euch bewachen," ſagte er zu den Mädchen und legte ſich quer vor die Schwelle der Hütte. „Solange ihr hört, daß ich grrrr, grrr, grrr ſage, wißt ihr, daß ich noch nicht feſt ſchlafe; hört ihr mich aber pfuh, pfuh ſagen, dann bin ich feſt eingeſchlafen." Da warteten die Mädchen, bis ſie den Alten „pfuh, pfuh" ſagen hörten. Dann ſtanden ſie auf, befeſtigten allen Zierat an den Gewändern, damit er keinen Lärm machen konnte und horchten noch mal, ob der Mann auch wirklich ſchliefe. Als ſie deſſen ganz ſicher waren, ſchritten ſie über ihn fort aus der Hütte hinaus, nahmen Aſche und beſtrichen ſich mit ihr gegenſeitig die Geſichter.

Der Häuptling der Damaras hatte einen großen

Stein vor der Hütte liegen, den benutzte er als Sitz. Dieſen Stein nahmen die Mädchen und zerſchmetterten mit ihm den Kopf des ſchlafenden Mannes. Dann gingen ſie eilends fort und folgten den Spuren der fortgewanderten Hereros; denn ſie wollten nicht bei den Damaras bleiben. Bald kamen ſie an einen großen, flachen Felſen, der wie ein Haus ausſah. Vor ihm ſtand das älteſte Mädchen, welches Cnihova hieß, ſtill und rief:

„Felſen, öffne dich!“

Darauf tat der Felſen ſich auf und ließ die Mädchen eintreten, voran die, welche gerufen hatte.

Die jüngſte der Schweſtern hieß Cahavandye und folgte nach. Als ſie alle in dem Felſen waren, ſchloß er ſich wieder; aber der Raum in ihm war etwas eng für ſie alle.

„Wenn es ſehr eng hier wird,“ ſagte Cnihova zu ihren Schweſtern, „ſo dürft ihr nicht ſchelten“.

„Wie,“ rief Cahavandye, „nicht genug Raum will er uns geben, und wir ſollen nicht einmal ſchelten? Es iſt ein ganz abſcheulicher Felſen!“

Dann ſchwiegen ſie alle.

Als die Bergdamaras zurückkamen, fanden ſie, daß die Mädchen alle verſchwunden waren und den alten Mann getötet hatten. Sofort machten ſie ſich auf den Weg, um die Entlaufenen zu verfolgen. Als ſie zu dem großen flachen Felſen kamen, konnten ſie die Spuren nicht mehr ſehen und fragten einander:

„In welcher Richtung mögen ſie weitergegangen ſein?“

Da hörten ſie den leiſen Klang der Glocke, welche das älteſte Mädchen an ihren Kleidern trug.

„Was war das?“ riefen die Damaras. „War es nicht der Klang einer Glocke? Oder war es die Stimme eines Vogels, die wir gehört haben? Sind ſie aber fort-

genommen, ſo war es der Klang einer Glocke, und die Mädchen waren hier verſteckt.“

Dann gingen ſie wieder zurück zu den Hütten.

Sobald die Mädchen merkten, daß die Damaras fortgegangen waren, ſprach Cnihova zu dem Felſen: „Öffne dich!“

Da öffnete er ſich und ließ die Mädchen hinaustreten. Als aber Cahavandye, die jüngſte der Schweſtern, den andern folgen wollte, ſchloß er ſich geſchwind und hielt ſie gefangen.

Die Mädchen nahmen nun von dem Felſen, was die Damaras dort hatten liegen laſſen; aber ehe ſie weitergingen, baten ſie den Felſen:

„Gib uns unſre Schweſter! Sie iſt ein Kind und hat geſprochen wie ein Kind; ihre Worte haben kein Gewicht.“

Aber der Felſen öffnete ſich nicht. So zogen denn die Kinder weiter und kamen nach langem Wandern dahin, wo ihre Eltern und Freunde ſich niedergelaſſen hatten. Große Freude herrſchte, und Feſte wurden veranſtaltet, weil die Mädchen und beſonders die Älteſte wiedergekommen waren. Von nun an blieben ſie ſtets da, wo auch ihre Eltern waren.

Cavahandye, die in dem Felſen geblieben war, weinte bitterlich und rief fortwährend:

„Öffne dich, öffne dich! Ich habe geſprochen, wie ein Kind redet.“

Aber der Felſen erhörte ſie nicht. Wenige Tage darauf kam ein Löwe des Weges, der rief den Felſen an:

„Öffne dich!“

Da gehorchte der Felſen. Als Cahavandye aus der Öffnung heraustrat, verfolgte ſie der Löwe; doch das Mädchen rannte, ſo ſchnell es konnte, und erreichte beinahe

den Platz, wo es ſeine Mutter und Schweſtern zu finden hoffte. Da es aber vom Laufen ermattet war und in der Schnelligkeit nachließ, wurde es doch noch eine Beute des Löwen, der es verſchlang. Als die Damaraleute zu dem Felſen kamen und ihre Schilder und Speere fort waren, wußten ſie, daß es die Hereromädchen geweſen waren, welche ſie genommen hatten; deshalb folgten ſie ihren Spuren, aber ſie erreichten ſie nicht und kehrten wieder zurück.

Der kluge Schakal.[19])

Ein Hottentottenmärchen.

In einem Lande war eine ſehr große Trockenheit; denn es hatte lange nicht geregnet. Alle Flußbetten waren ausgetrocknet und alle Quellen verſiegt.

Da beſchloß der Löwe, den Tieren vorzuſchlagen, einen Damm zu bauen, der ſpäter in der Regenzeit das Waſſer ſammeln und aufbewahren ſollte.

Die Tiere, welche er zu dieſem Zwecke berief, waren der Hundsaffe, der Leopard, der Schakal, die Hyäne, der Haſe und die Schildkröte.

Sie alle kamen überein, daß der Vorſchlag des Löwen ein ſehr guter ſei, und daß am folgenden Tage die Arbeit begonnen werden müſſe.

Am nächſten Morgen ſuchten ſie ſich einen Platz aus, der günſtig ſchien für ihr Unternehmen, und gingen ſofort an ihr Werk. Nur der Schakal ſchlich träge umher und erklärte lachend, ihm fiele es nicht ein, ſeine Nägel zu zerkratzen, um Löcher für Waſſer zu graben.

Als der Damm fertig war, fing es an zu regnen, und nach wenigen Tagen hatten die Arbeiter die Freude, daß das Waſſer ſich in großen Mengen geſammelt hatte.

Der erſte, welcher kam, um davon zu trinken, war der Schakal. Nachdem er ſeinen Durſt gelöſcht hatte,

ſchwamm er in dem Waſſer auf und nieder und warf Schmutz und Schlamm hinein.

Als der Löwe davon erfuhr, wurde er ſehr böſe und befahl dem Hundsaffen, am nächſten Tage den Damm zu bewachen und ſich einen Knobkirie (Stock) als Waffe mitzunehmen.

Der Hundsaffe ſetzte ſich in einen Buſch, welcher dicht bei dem Waſſer ſtand, und wartete auf den Schakal. Bald kam dieſer auch. Es dauerte aber nicht lange, ſo gewahrte er die Gegenwart des Hundsaffen und erriet, was ihn hergeführt hatte.

Da er ſehr wohl wußte, wie gern der Affe Honig aß, ſann er ſich ſchnell eine Liſt aus. Er ging unbeſorgt an dem Damme auf und nieder und tauchte hin und wieder ſeine Pfoten in ſeinen Tontopf, den er mitgebracht hatte, um Waſſer damit zu ſchöpfen. Mit dem Ausdruck höchſten Entzückens leckte er dann die Spitzen der Finger und murmelte halblaut vor ſich hin: „Ich brauche ihr ſchmutziges Waſſer nicht, da ich dieſen köſtlichen Honig habe. Wie ſüß er doch iſt!“

Das war denn doch zu viel für den armen Affen, der unmöglich länger widerſtehen konnte. Er kam langſam aus ſeinem Verſteck hervorgekrochen und bat den Schakal, ihm etwas von ſeinem Überfluſſe zu geben. „Ich bin ſo müde und hungrig,“ fügte er kläglich hinzu; „denn der Löwe befahl mir, hier Wache zu halten.“

Zuerſt ſtellte ſich der Schakal, als bemerke er den Hundsaffen gar nicht; endlich aber wandte er ſich um und ſagte herablaſſend, daß er ihn wirklich herzlich bedauere und gern bereit ſei, ihm unter gewiſſen Bedingungen von ſeinem Honig zu geben.

Der Affe verſprach willig, auf alles einzugehen.

„So gib mir deinen Knobkirie," ſagte der Schakal, „und laſſe dich von mir binden."

Der Hundsaffe tat, was von ihm verlangt wurde, und nach wenigen Minuten lag er an Händen und Füßen gebunden auf der Erde.

Nun trank der Schakal vergnügt aus dem Damm, füllte ſeinen Topf mit Waſſer und ſchwamm fröhlich auf und ab. Dabei rief er dem armen Affen hohnlachend zu, wie dumm er doch geweſen ſei, daß er ſich ſo leicht habe betören laſſen, und daß er ſtatt des Honigs gern einige Schläge mit ſeinem eigenen Knobkirie bekommen könne.

Nachdem der Schakal fortgegangen war, kamen die übrigen Tiere und waren nicht wenig erſtaunt, den Affen in dieſem elenden Zuſtande zu finden.

Der Löwe war empört, als er den ganzen Vorgang erfahren hatte, ließ den Affen ſtreng beſtrafen und erklärte ihn für einen leichtſinnigen Toren.

Da trat die Schildkröte hervor und bot ſich an, den Schakal einzufangen.

Anfänglich glaubten die Tiere, ſie ſcherze nur; als ſie aber ſagte, welche Liſt ſie ſich erſonnen habe, fand man ihren Plan ungemein klug und nahm ihn an.

Die Schildkröte ließ ſich nun ganz und gar mit einer klebrigen, wachsartigen Maſſe beſtreichen, welche man außerhalb der Bienenſtöcke findet; dann ging ſie an den Eingang zum Damm und legte ſich davor. Am folgenden Tage näherte ſich der Schakal mit äußerſter Vorſicht dem Waſſer und war ſehr erſtaunt, jemanden in der Nähe vorzufinden. „Wie freundlich, mir den ſchönen ſchwarzen Stein wie einen Tritt hier hinzulegen!" rief er, als er die Schildkröte ſah.

Kaum aber hatte er auf den vermeintlichen Stein getreten, klebte er feſt und ſah nun, daß man ihm eine

Falle geſtellt hatte; denn die Schildkröte ſteckte nun ihren Kopf hervor und fing an ſich zu bewegen.

Der Schakal hatte ſeine Hinterfüße noch frei und bedrohte die Schildkröte, ihren Panzer zu zertreten, falls ſie ihn nicht frei gäbe.

„Tue was du willſt," ſagte dieſe. Darauf ſprang der Schakal mit aller Macht mit den Hinterfüßen auf die Schildkröte; zu ſeinem Entſetzen aber mußte er gewahren, daß dieſe nun auch feſtklebten.

„Schildkröte," ſagte er, „meine Zähne ſind noch frei. Ich werde dich lebendig verzehren, wenn du mich nicht befreiſt!"

„Tue, wie du willſt!" war wiederum die Antwort.

Sofort biß der Schakal auf das Tier unter ihm ein, aber — nun waren nicht nur ſeine Füße, ſondern auch ſein Kopf gefangen.

Die Schildkröte war überglücklich und ſtolz, daß ihre Liſt ſo vorzüglich gelungen war. Deshalb bewegte ſie ſich langſam aufwärts das Ufer entlang, damit alle Tiere, wenn ſie zum Waſſer kämen, gleich ſehen könnten, wie ſie den Schakal gefangen hatte.

Allgemein wurde denn auch die kluge Schildkröte gelobt und bewundert, während erneutes Geſpött ſich über den unglücklichen Hundsaffen ergoß.

Der Löwe verurteilte den Schakal zum Tode und beſtimmte, daß die Hyäne den Spruch vollziehen ſollte.

Der Schakal bat um Gnade; da er aber bald einſehen mußte, daß alles Flehen umſonſt war, wandte er ſich an den Löwen, von dem er, wie er ſagte, ja nur Gutes und Gerechtes kenne, und bat, ihm wenigſtens zu erlauben, ſich die Art ſeines Todes ſelber zu wählen. Als der Löwe hierauf einging, bat der Schakal, man möchte ſeinen Schwanz doch ganz glatt raſieren und mit Fett

einreiben; darauf ſolle die Hyäne ihn an dieſem zweimal in der Luft ſchwingen und ſeinen Kopf an einem Steine zerſchellen. Der Löwe ſah keinen Grund, dem Schakal ſeine Bitte nicht zu gewähren, und befahl ſogleich, in ſeiner Gegenwart zur Ausführung des Urteils zu ſchreiten.

Als die Hyäne den liſtigen Schakal kaum von der Erde hochgehoben hatte, entglitt ihr der glatte, eingefettete Schwanz, und das Tier rannte, ſo ſchnell es konnte, davon. Sofort machten ſich alle Tiere an ſeine Verfolgung; ihnen voran lief der Löwe.

Es währte nicht lange, ſo hätte er den Schakal eingeholt; doch dieſer brach zwiſchen einem Felſen und einem über dieſem hängenden mächtigen Steinblock durch und rief dem Löwen zu, er möchte doch kommen und ihm helfen, den Block im Fallen aufzuhalten, da dieſer ſie beide ſonſt im Sturz zermalmen würde. Der Löwe ſtemmte ſich mit ſeiner ganzen Kraft gegen den großen Stein und klemmte ſich dadurch feſt in die enge Spalte ein.

„Jetzt laß mich gehen und eine Stütze für den Felſen holen," ſagte der Schakal zum Löwen, „damit du wieder hier herauskommen kannſt. Ich helfe dir dann." Mit dieſen Worten kroch der Schakal hervor und ließ den Löwen ſtecken, der nun verhungern mußte.

Treue Liebe.

Ein Märchen vom See Nyaſſa, erzählt von einem Mädchen des Mkiputa-Stammes.

Es waren einmal ein Mann und eine Frau, die ſich ſehr lieb hatten.

„Wenn ich einmal ſterben werde," ſagte der Mann zur Frau, „ſo werde ich doch wieder zu dir zurück kommen; denn ich liebe dich ſehr!" Dasſelbe ſagte die Frau zu dem Manne.

Nach einigen Jahren wurde der Mann krank und ſtarb. Da kamen viele Leute zu der Frau, um mit ihr zu klagen und zu weinen. Die Frau aber fühlte ſich getröſtet, wenn ſie an die Worte ihres Mannes und an ſein Verſprechen dachte; deshalb weinte ſie auch nicht. Als nun der Tote begraben war, blieb ſie allein an dem Grabe ſitzen und ließ ſich nicht überreden heimzukehren. Bald ſah ſie, wie das Grab ſich öffnete und der Verſtorbene herauskam. Die Frau war glücklich, ihren Mann wieder zu haben, und kehrte mit ihm heim zu ihrer Hütte.

Die Mutter der Frau aber ſaß daheim, weinte und trauerte, bis der Abend kam; da hörte ſie ein fröhliches Lachen und erkannte die Stimme ihrer Tochter.

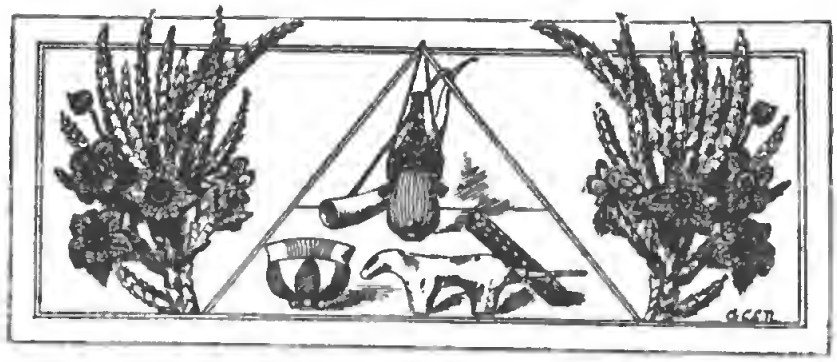
„Wie kannſt du lachen?" rief ſie ihr zu, „da doch dein Mann geſtorben iſt?"

„Er iſt nicht tot, er lebt!“ entgegnete die junge Frau und hieß ihre Mutter in die Hütte treten. Da ſah dieſe, daß ihre Tochter die Wahrheit geredet hatte.

Nicht lange darauf erkrankte die Frau und ſtarb. Alle ihre Nachbarn und Freunde weinten laut, nur ihr Mann blieb ruhig; denn er gedachte des Verſprechens, welches ſeine Frau ihm gegeben hatte.

Am folgenden Tage wurde ſie begraben, und ihr Mann blieb hernach allein an ihrem Grabe ſitzen und ſang. Nach einem Weilchen ſah er, wie das Grab ſich öffnete und die Verſtorbene heraustrat. Da umarmte er ſie und ging mit ihr heim.

Am Abend kam die Mutter der Frau und fand dieſe mit ihrem Manne fröhlich lachend vor der Tür ihrer Hütte ſitzen. Da freute ſie ſich ſehr, ging hin und erzählte allen Nachbarn, was geſchehen war, und ſie waren froh mit ihnen.



Das Kind und der Regen.

Ein Nyaſſamärchen.

Es waren einmal einmal ein Mann und eine Frau, die ſtarben und ließen zwei Kinder zurück.

In dem Lande, in welchem die Kinder lebten, herrſchte große Trockenheit. Man hatte ſchließlich keinen Tropfen Waſſer mehr; trotzdem gab es noch viel zu eſſen. Eines Tages ſpielten die Kinder, welche keine Eltern mehr hatten, mit anderen Kindern und taten ſich Mehl in ihre Kochtöpfe und wollten kochen; aber es fehlte ihnen an Waſſer. „Wenn ihr niemandem etwas ſagen wollt," ſagte ein Kind zu den Geſpielen, „ſo werde ich euch etwas zeigen."

„Wir ſagen nichts," verſprachen die Kinder.

Darauf ließ das Mädchen, welches zuerſt geſprochen hatte, alle Waſſerkrüge auf einen Fleck nebeneinanderſetzen, ſtellte ſich in ihre Mitte und blickte auf zum Himmel. Dort waren einige kleine Wolken, die fingen alsbald an ſich zuſammenzuziehen, und es fiel ein wenig Regen gerade in die Kochtöpfe hinein. Da kochten die Kinder ihre Speiſe, aßen davon und brachten das übrige hinein.

„Woher habt ihr das Waſſer bekommen?" fragten die Väter der Kinder.

Aber dieſe ſchwiegen ſtill und verrieten nichts.

Am nächſten Tage gingen ſie wieder zu ihrem Spiel-

platz. Da fragte das Mädchen, welches den Regen gemacht hatte:

„Hat einer von euch mein Geheimnis verraten?“

„Niemand,“ antworteten ſie.

Ein Mädchen unter ihnen aber hatte ſich eine Liſt ausgeſonnen und zwei Waſſertöpfe mitgebracht. Den einen verſteckte es im Gebüſch.

Wieder blickte das andere Kind auf zum Himmel und hieß ihre Geſpielen ſchnell ihre Waſſerkrüge um ſie herumzuſetzen.

Da kam eine große Wolke, die gab vielen Regen, aber der Regen fiel nur in die aufgeſtellten Krüge.

Als es aufgehört hatte zu regnen, goß das Kind, welches zwei Krüge hatte, einen Teil des Waſſers heimlich in den Krug, den es im Buſche verſteckt hatte. Bald darauf, als ſie fertig gekocht und gegeſſen hatten, gingen ſie heim. Da es Nacht war und alles ſchlief, ging das Kind zu ſeiner Mutter, weckte ſie und ſprach:

„Ich habe dir etwas zu erzählen; erſt aber verſprich, daß du es niemandem weiter ſagſt.“

Sie antwortete:

„Erzähle, mein Kind!“

Darauf faßte das Kind ſeine Mutter bei der Hand und führte ſie dahin, wo ſie den Topf mit dem Waſſer verſteckt hatte.

Die Frau erzählte die Geſchichte von dem wunderbaren Regen einer anderen und dieſe wieder einer anderen, bis ſchließlich der Sultan davon hörte.

Der Sultan ſchickte ſofort zu ſeinem Vezier und befragte ihn in der Angelegenheit.

„Laß uns Brunnen graben,“ ſprach der Vezier, und alsbald wurden viele und tiefe Brunnen gegraben.

Als die Brunnen fertig waren, ließ der Sultan das

Kind, welches den Regen gemacht hatte, holen, gab ihm vielen Schmuck und ſprach: „Laß Regen für mein Land herniederfallen.“

Das Kind ſprach zu dem Sultan und den Leuten, welche ſich um ihn verſammelt hatten:

„Geht weiter fort von mir!“

Sie alle aber weigerten ſich, dieſen Worten zu gehorchen.

Endlich blickte das Kind auf zu den Wolken, deren eine Menge am Himmel ſtanden. Sofort ergoß ſich unendlicher Regen auf das Land, und es blitzte und donnerte, ſo daß alle Menſchen erſchraken. Dabei ſahen ſie, wie inmitten von Blitz und Donner das Kind vor ihren Blicken von der Erde fortgenommen wurde und in den Wolken verſchwand.

Der Löwe und der Schakal.[19])

Ein Hottentottenmärchen.

Der Löwe und der Schakal kamen einſtmals überein, daß ſie auf Jagd gehen und die Beute miteinander teilen wollten, damit ſie für ſich und ihre Familien für die Regenzeit einen guten Vorrat hätten.

Da der Löwe von den beiden bei weitem der beſte Jäger war, ſo ſchlug der Schakal vor, daß ſie ſich in die Arbeit teilen wollten. Der Löwe ſollte jagen, während der Schakal mit ſeiner Frau das Erlegte in die Höhlen ſchleppte, das Fleiſch zubereitete und trocknete. Es verſtünde ſich von ſelbſt, fügte der Schakal hinzu, daß er die Frau des Löwen und ſeine Kinder reichlich mit Nahrung verſehen würde.

Auf dieſen Vorſchlag ging der Löwe ein, und die Jagd begann.

Nachdem er eine überaus reiche Beute an Wild aller Art gemacht hatte und längere Zeit von den Seinen abweſend geweſen war, kehrte er heim. Schon auf dem Wege freute er ſich auf die Mahlzeit, welche ihn dort erwartete. Zu ſeinem Staunen fand er ſein Weib und

[19]) In Hottentotten- und Kafferngeſchichten vertritt der Schakal vielfach unſeren Reineke, ebenſo wie in Suaheliſagen der Haſe oder das Kaninchen dieſe Rolle übernehmen.

ſeine Kinder dem Hungertode nahe. Der Schakal hatte ihnen ſtets nur armſelige Brocken von ſeinem Überfluß gegeben und ſich immer damit entſchuldigt, daß das Jagdergebnis wider Erwarten ſchlecht ſei. Inzwiſchen aber ſchwelgte ſeine eigene Familie.

Der Löwe war wütend. Sofort trabte er los, ſchwur dem nichtswürdigen Schakal und ſeinen Angehörigen einen ſicheren Tod, wann und wo er ſie treffen würde.

Der Schakal hatte ſich inzwiſchen ſchon auf alles vorbereitet. Er war mit allem, was er ſein eigen nannte, auf einen hohen Felſen gegangen, zu deſſen Spitze nur ein äußerſt ſchwieriger, geheimer Pfad führte.

Als der Schakal den Löwen ſah, rief er ihm ſofort von ſeiner ſicheren Höhe einen freundlichen „Guten Morgen, Onkel!“ zu. Der Löwe aber brüllte ihm mit weithin donnernder Stimme zu:

„Wie kannſt du es wagen, mich Onkel zu nennen, du frecher Schurke, nachdem du dich ſo ſchamlos gegen meine Familie benommen haſt!“

„O Onkel, Onkel, wie kann ich dir das alles erklären!“ jammerte der Schakal. „Das ſcheußliche Weib, dies gräßliche Geſchöpf!“

Bumm! bumm! bumm! hörte der Löwe, als der Schakal mit einem Stock auf eine getrocknete Tierhaut ſchlug und ſeine Frau ein klägliches Geheul anſtimmte, als wäre es ihr Rücken, der die Schläge bekam; auch die kleinen Schakals ſtimmten ein.

„Das Scheuſal!“ ſchrie der Schakal immer wieder. „Es iſt einzig und allein ihre Schuld! Ich ſchlage ſie tot! tot! tot!“

Schließlich war der Löwe ſo gerührt durch das entſetzliche Geheul, welches er oben auf dem Felſen hörte, daß er den Schakal bat, mit ſeiner Züchtigung innezu-

halten. Da lud der Schakal den Löwen ein, doch zu ihm heraufzukommen, um bei ihm zu eſſen. Nach verſchiedenen vergeblichen Verſuchen, die ſteile Höhe zu erklimmen, erklärte der Löwe, er müſſe es aufgeben.

Der Schakal aber, der ſtets Rat wußte, war auch jetzt in keiner Verlegenheit. Er ſchlug vor, ſeinen Onkel an einem langen Riemen hinaufzuziehen. Der Löwe ſtimmte zu, und die ganze Schakalfamilie zog aus Leibeskräften. Als der Löwe halb in die Höhe gezogen war, wurde der Riemen zerſchnitten, ſo daß der Löwe mit großem Geräuſch in die Tiefe fiel und ſich arg verletzte. Wiederum ſchlug der Schakal auf die Tierhaut, daß es weithin tönte, ſchalt ſeine Frau, daß ſie ihm ſolch alten, ſchlechten Riemen gegeben habe, und dieſe, wie ihre Kinder heulten ſo kläglich, daß der Löwe nicht anders konnte, als ſie bedauern.

Darauf rief der Schakal ſeiner Frau zu, ſie ſolle ihm diesmal einen ſchönen, ſtarken Riemen aus Büffelhaut reichen, der jedwedes Gewicht würde halten können.

Dieſer wurde hinuntergelaſſen und der Löwe in die Höhe gezogen. Schon war er ſo weit, daß er gerade über den Rand des Abgrundes in die gefüllten Fleiſchtöpfe ſehen und das Fett riechen konnte, als wiederum der Riemen zerſchnitten wurde. Diesmal ſauſte der Löwe mit ſolcher Macht auf die Erde, daß er mehrere Minuten bewußtlos liegen blieb.

Als er wieder zu ſich gekommen war, rief der Schakal ihm mit wehleidiger Stimme zu, er fürchte, alle Verſuche, den lieben Onkel bei ſich oben zu haben, ſeien vergebens; doch könnte man nicht, fragte er freundlich, ein ſchönes, zartes Bruſtſtück vom Elentier braten und ihm hinunterwerfen? Der Löwe, dem alle Glieder ſchmerzten, und der überaus hungrig war, ging auch hierauf ein und

wartete gierig auf den Leckerbiſſen. Inzwiſchen machte der Schakal einen Stein glühend rot, legte Fett darum und gab ihm den Anſchein eines ſchön gebratenen Stückes Fleiſch.

Als der Löwe dies ſah, öffnete er ſeinen großen Rachen, ſo weit er konnte, und der Schakal warf ihm die glühende Maſſe mit wohlgezieltem Wurf hinein. Wenige Augenblicke darauf war der Löwe tot. Natürlich herrſchte große Freude bei der Schakalfamilie auf dem Felſen.

Die Löwin und der Strauß.

Ein Betſchuanamärchen.

Eines Tages brüllte eine Löwin; darauf ließ ein Strauß ſeine Stimme hören und brüllte auch. Als die Löwin dem Platze nahe gekommen war, wo der Strauß ſtand, ſprach ſie zu dieſem:

„Bitte, brülle noch einmal!“

Dies tat der Strauß, und die Löwin fand, daß ihre beiden Stimmen einander glichen; deshalb ſagte ſie zu dem Strauß:

„Du biſt meinesgleichen; laß uns zuſammen auf Jagd gehen.“

Als ſie jagten und viel Wild ſahen, erlegte aber die Löwin nur ein einziges Stück, während der Strauß, indem er nach ſeiner Beute ſchlug, eine große Menge mit ſeiner großen Klaue tötete.

Da ſie nun müde und hungrig waren, rief die Löwin ihre Jungen und legte ſich mit ihnen in den Schatten eines Baumes.

„Mache das Fleiſch zurecht,“ ſprach ſie zum Strauß, „und laß uns eſſen.“

„Tue du es," entgegnete der Strauß; „ich will nur das Blut haben."

Da aß die Löwin mit ihren Jungen das Fleiſch, und der Strauß trank das Blut.

Dann legten ſie ſich ſchlafen; aber die jungen Löwen ſpielten umher. Als der Strauß ſchlief, öffnete er den Schnabel, und die kleinen Löwen traten an ihn heran und ſahen, daß er keine Zähne hatte; ſofort gingen ſie zu ihrer Mutter, weckten ſie und ſprachen:

„Dieſer Burſche dort will deinesgleichen ſein und hat keine Zähne. Das iſt eine Beleidigung!"

Als die Löwin dies gehört hatte, ſtand ſie auf, weckte den Strauß und ſprach: „Laß uns kämpfen!"

Und ſie kämpften.

Da ſagte der Strauß zur Löwin:

„Stelle du dich auf dieſe Seite des Ameiſenhaufens; ich werde mich auf jene Seite ſtellen."

Nun ſchlug er gegen den Ameiſenhügel und warf der Löwin die Erde ins Geſicht. Danach tötete er ſie mit ſeiner Klaue durch einen Schlag in ihre Leber.

Eine Zulukindergeſchichte.

Einſtmals erhob ſich ein gewaltiger Sturm, der trug eine Schar Kinder in die Wüſte. Unter ihnen war auch ein kleiner Knabe, der hieß Tſegana-nkokopana.

Als es einmal in der Wüſte anfing zu regnen, ſagte er zu den Mädchen:

„Wenn ich zu dem Stroh ſage, es ſoll zu einer Hütte werden, ſo wird es meinen Worten folgen."

„Tue es!" ſprachen die Mädchen.

Er tat es, und aus dem Stroh wurde eine Hütte.

Als es Nacht wurde, kam ein Menſchenfreſſer, der wollte alle Kinder verſchlingen. Sie fürchteten ſich und kletterten eiligſt auf einen hohen Baum, welcher nahe der Hütte ſtand, und ſagten zu dieſem:

„Falle nicht!“

Der Menſchenfreſſer kam an den Baum und fing an, ihn zu zerſägen, aber er fiel nicht um; deshalb ging der Mann am folgenden Tage fort.

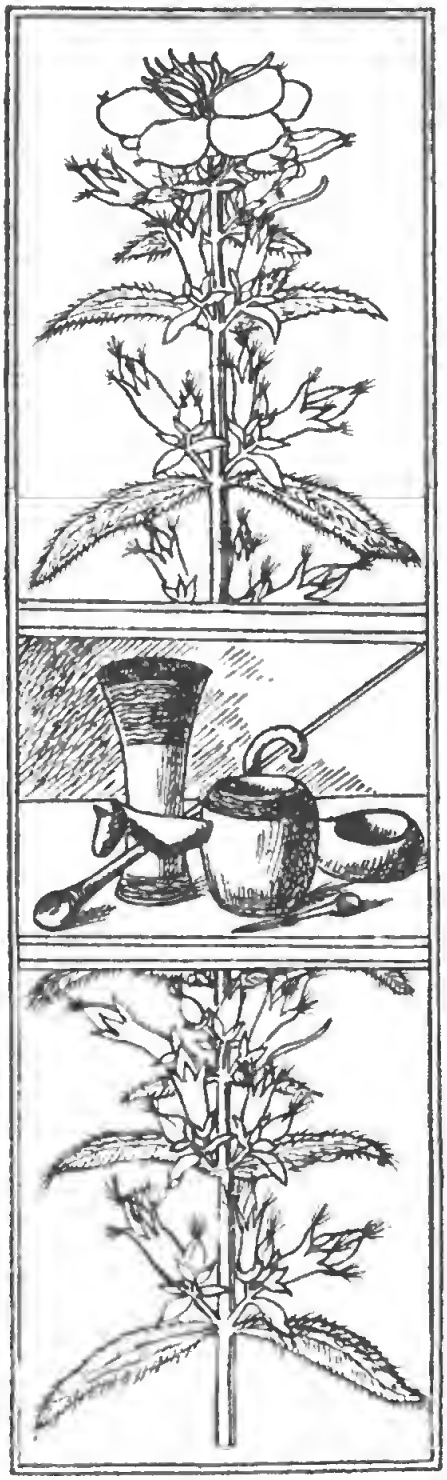
Darauf kam ein großes Weſen, wie die Kinder noch nie ein ähnliches geſehen hatten, das nannten ſie Pukhu-pukhu und freuten ſich darüber.

„Pukhu-pukhu,“ riefen ſie, „komm her, komm her und gehe mit uns!“

Pukhu-pukhu kam, nahm die Kinder und brachte ſie ihren Eltern wieder. Als er mit den Kindern zum Eingange des Kraals gekommen war, zu dem ſie gehörten, ſtand er ſtill. Da kam die Mutter von Tſegana-nkokopana und warf Aſche über ihn. Darauf nahten noch andere Frauen, und Pukhu-pukhu ſprach zu ihnen: „Sagt euren Leuten, ſie ſollen mir rote Erde und blaue Steine bringen, und laßt ſie Matten ausbreiten bis an das Tor des Kraals.“

Das taten ſie, und er gab jeder Mutter ihr Kind wieder.

Aber den kleinen Tſegana-nkokopana nahm er wieder mit ſich, weil ſeine Mutter Aſche auf ihn geworfen hatte, und gab ihm den Menſchenfreſſer; der verſchlang ihn.



Der kleine Rotbauch.[20])

Eine Geikageſchichte.

Es war einmal ein kleiner Knabe, der hieß Rotbauch. Eines Tages

---

[20]) Dieſe Geikaerzählung iſt eine der vielen Bantuſagen des Südens von Afrika, in der ein Ungeheuer eine Rolle ſpielt, welches Menſchen nnd Tiere verſchlingt, ohne ſie zu töten. Der Name „Rotbauch", Siswana Sibonwana, iſt ein Negername, der als ſolcher nichts Sonderbares bietet, denn Neger ſind erfinderiſch in den ſonderbarſten Namenzuſammenſtellungen; ſo leiten ſie oft die Namen ihrer Kinder von Ereigniſſen her, die an ſich ganz unbekannt ſind, die an dem Tage der Geburt geſchehen ſind; hat das neugeborene Kind irgend ein beſonderes körperliches Abzeichen, ſo gibt dies ihm ſofort den Namen. Jedes beliebige Ding wird als Name verwandt, z. B. manzi = Waſſer, kaya = Haus bei den Kaffern, ongokero = Tod, okasen = Zwiebel bei den Herero, heri = Glück, kiroboto = Floh bei den Suaheli, und in dieſer Art iſt es mit der Namengebung bei allen ſchwarzen Völkern Afrikas.

ging er ins Feld, um es zu bearbeiten. Während er fleißig war und die Sonne warm ſchien, wurde er durſtig; deshalb ging er zu einem Teich und trank aus ihm.

Seine Mutter aber kam plötzlich zu ihm und ſagte:

„Trinke nicht aus dieſem Teiche; denn du weißt nicht, wem er gehört."

Er aber entgegnete:

„Ich will daraus trinken!"

Die Mutter des Knaben ſprach:

„Der Eigentümer des Waſſers wird dich töten!"

„Das tut nichts!" entgegnete Rotbauch.

„Gut! ſo gehe ich fort von dir!"

Damit ließ ſie ihn allein, und der Knabe trank von dem Waſſer.

„Warum haſt du von meinem Waſſer getrunken? Hat deine Mutter dir nicht geſagt, daß du es nicht tun ſollſt?" fragte da plötzlich der Eigentümer des Teiches, der ein großes, häßliches Tier war. Dann verſchluckte es den Knaben und ging fort. Als es zu dem Teiche kam, in dem es lebte, fühlte es das Gewicht des verſchlungenen Knaben in ſeinem Magen und konnte nicht in das Waſſer gehen. Da kam ein großer Froſch und rief:

„Habe ich dir nicht geſagt, daß du nicht den verſchlingen mußt, der dein Waſſer trinkt? Nun mußt du ſterben, und dann iſt niemand da, der uns beſchützen kann!"

Nachdem der Froſch ſo geredet hatte, ſprang er in das Waſſer zurück.

Gegen Abend ſagte das Ungeheuer:

„Mein Leib ſchmerzt mich!"

Da kamen alle Tiere aus dem Teiche zu ihm, und es ſprach:

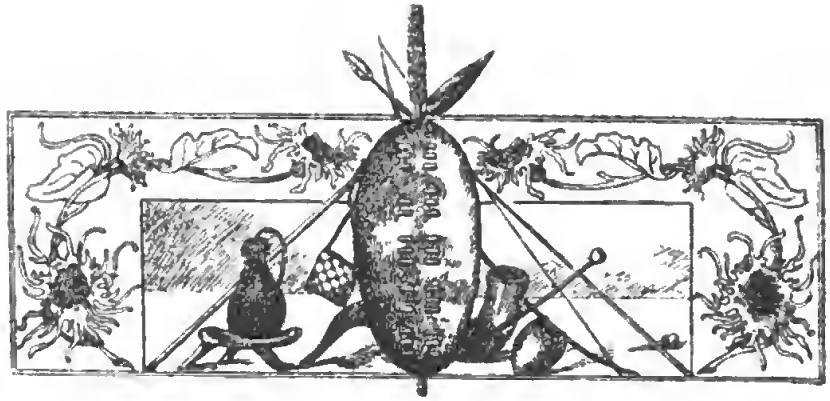
„Hört, was ich euch ſage! Ihr alle ſeid hier zurückgelaſſen, wenn ich ſterbe und habt keinen Freund!"

Danach ſtarb es. Aber der kleine Rotbauch lebte noch in dem Magen des toten Tieres. Er nahm ſein Meſſer, ſchnitt ein Loch in den Körper des Tieres und kam ganz fröhlich zum Vorſchein. Dann ging er heim.

„Sagte ich dir nicht, daß ich nicht ſterben würde?“ ſagte er zu ſeiner Mutter.

„Mein Kind, wie konnte ich wiſſen, wie ſicher du dich bergen würdeſt!“ erwiderte ſie.

Danach blieb Rotbauch immer bei ſeinen Eltern.



Der verwandelte Kürbis.

Zulumärchen.

Ein Mann und eine Frau hatten ein großes Kürbisfeld. Eines Tages holte ſich die Frau einen beſonders ſchönen Kürbis, um ihn zu kochen. Als ſie ihn in ihre Hütte getragen hatte, wollte ſie ihn gleich zurechtmachen. Da hörte ſie plötzlich eine Stimme, die aus dem Kürbis herauskam und ſprach: „Laß mich leben! Kochſt du mich, ſo koche ich dich! Laß mich leben! Kochſt du mich, ſo koche ich dich!“

Dieſe Worte wiederholte er fortwährend. Am liebſten hätte die erſchrockene Frau ihn wieder auf das Feld gebracht, von dem ſie ihn geholt hatte; aber ihr Mann arbeitete dort, und ſie wußte recht gut, daß der ſie nur auslachen würde, wenn ſie ihm die ſonderbare Geſchichte von dem ſprechenden Kürbis erzählte. Deshalb dachte ſie, es wäre am klügſten, recht hurtig bei ihrer Arbeit zu ſein, und lief hinaus zur nahen Quelle, um Waſſer zum Kochen zu holen. Kaum aber hatte ſie ihre Hütte verlaſſen, als der Kürbis ſich in das Kind der Frau verwandelte, welches am Boden lag und ſchlief. Aus dem Kinde indeſſen wurde ein Kürbis, genau ſo ſchön und groß und ſchwer, wie der, welchen die Frau vom Felde geholt

hatte. Als ſie nach wenigen Minuten wieder in die Hütte trat, ſetzte ſie ſchnell das Waſſer auf das Feuer, ſchärfte ſich ihr Meſſer und ging eiligſt daran, den Kürbis zu zerſchneiden. Der fing ſofort wieder an zu ſprechen und rief:

„Laß mich leben! Schneideſt du mich, ſo ſchneide ich dich! Laß mich leben! Schneideſt du mich, ſo ſchneide ich dich!“

Dieſelben Worte wiederholte er die ganze Zeit, bis er in lauter kleine Stücke zerteilt war; dann warf ihn die Frau in das kochende Waſſer und lief ſchnell hinaus zu ihrem Manne, um ihm alles zu erzählen.

Er wollte ihren Worten zwar nicht glauben, kam aber doch mit zurück zur Hütte, um den ſonderbaren Kürbis zu ſehen.

„Was iſt das?“ rief die Frau, ſobald ſie wieder in der Hütte war; denn auf der Erde, an der Stelle, wo ihr Kind gelegen hatte, lag ein Kürbis, und das Kind war nirgends zu finden.

Der Mann hob inzwiſchen den Deckel des Kochtopfes hoch, und ſiehe da, aus dem kochenden Waſſer hüpfte friſch und munter ihm ſein Kind entgegen!

„Ich bin am Leben!“ ſprach es. „Ein andermal aber darf meine Mutter nicht die Worte verachten, die zu ihr geſprochen ſind, ſelbſt wenn es nur ein Kürbis iſt, der ſie ſagt.“

Der Mann und die Frau waren von Herzen froh, daß ſie ihr Kind wieder hatten, und alle drei gingen zuſammen auf das Kürbisfeld und trugen den großen Kürbis wieder an den Ort, auf dem er gewachſen war.

Eine Tierfabel der Somalineger.[21])

Einſtmals gingen der Löwe, die Hyäne und der Fuchs auf die Jagd, und ſie fingen ein Schaf. Als ſie die Beute teilen wollten, rief die Hyäne: „Mir gehört das Hinterteil; der Löwe mag das Vorderteil des Schafes behalten, und der Fuchs ſoll die Eingeweide und die Füße bekommen.“ Da wurde der Löwe wütend, hob ſeine Tatze auf und ſchlug der Hyäne ein Auge aus.

„Teile du!“ wandte er ſich dann zum Fuchs.

„Kopf, Füße und Eingeweide gehören der Hyäne und mir,“ ſagte der erſchrockene, ſchlaue Fuchs. „Wer hat dich gelehrt, ſo zu ſprechen?“ fragte der Löwe erſtaunt.

„Das Auge der Hyäne!“ entgegnete der Fuchs.

Ein Zulumärchen von der Hyäne.[22])

Eine Hyäne hatte einſtmals einen Knochen gefunden, nahm ihn in ihr Maul und lief damit ans nahe Waſſer, um dort ihre Mahlzeit zu verzehren. In dem klaren Spiegel des Waſſers ſah ſie den Mond wie

---

[21]) Die Somalineger gehören ſeit vielen Jahrhunderten bereits zum großen Teil der Religion Mohameds an, da die Lage ihres Landes am Golf von Aden ſie mit den Arabern in vielfache Verbindung brachte. Sie ſind kriegeriſch und grauſam und haben verhältnismäßig einen ſehr geringen Schatz an Sagen; auch ſind die wenigen, welche man kennt, meiſt von gewalttätiger Tendenz.

[22]) Dieſes Zulumärchen erinnert in ſeiner Moral wunderbar an Äſop, auch an Leſſing und La Fontaine, — wiederum ein Beweis der übereinſtimmenden Phantaſie des Menſchen zu allen Zeiten und in allen Ländern.

ein großes Stück Fleiſch vor ſich. Gierig ſchnappte ſie danach und ließ dabei die Knochen auf den Boden fallen. Das vermeintliche Stück Fleiſch auf dem Grunde des Waſſers konnte ſie nicht erhaſchen; aber jedesmal, wenn ſie danach tauchte und ſchnappte, wurde das Waſſer trübe, und die enttäuſchte Hyäne legte ſich dann geduldig an das Ufer, um zu erwarten, bis es wieder klar und ruhig geworden war; dann begann ſie ihr gieriges Spiel von neuem. Inzwiſchen kam eine andere Hyäne und nahm den verſchmähten Knochen fort. Nach und nach fanden ſich auch andere Tiere ein, die lachten die Hyäne aus, als ſie ſahen, wie ſie immer wieder in das Waſſer tauchte, nach dem Spiegelbilde des Mondes haſchte und wieder herauskam, indeſſen ihr das Waſſer aus dem Munde lief.

Noch jetzt ſagt man ſpottend zu einem, der das Gute fortwirft, um nach Beſſerem zu haſchen, ohne es ſchließlich zu gewinnen: „Du gleichſt der Hyäne, die den Knochen verachtete und nach dem Monde haſchte.“

Wie es kommt, daß die Naſe des Haſen geſpalten iſt.[23])

Ein Hottentottenmärchen.

Der Mond ſandte einſt ein Inſekt zu dem Menſchen und ſprach zu ihm: „Sage dem Menſchen, der Mond ſende ihnen folgende Worte: „Wie ich ſterbe und im Sterben noch lebe, werdet auch ihr ſterben und leben."

Da machte das Inſekt ſich auf mit der Botſchaft. Unterwegs traf es den Haſen; der hielt es an und fragte: „Wohin gehſt du?"

Das Inſekt antwortete:

„Der Mond hat mir befohlen, zu den Menſchen zu gehen und ihnen zu ſagen: Der Mond ſendet ihnen folgende Worte: „Wie ich ſterbe und im Sterben noch lebe, werdet auch ihr ſterben und leben."

Da ſprach der Haſe: „Laß mich hingehen; ich laufe beſſer."

---

[23]) Wie es kommt, daß die Naſe des Haſen geſpalten iſt (Hottentotten); Warum es gut iſt, daß die Menſchen ſterben (Sage vom Viktoriaſee); Sage vom Chamäleon (Hauſſaſtamm); Warum der Menſch ſtirbt (Goldküſte); Wie der Tod in die Welt kam (Zulu) ſind alles Sagen des gleichen Inhaltes in mehr oder minder veränderter Form. Eine wunderbare Gleichheit der Mythologie der Bantuvölker in dem weiten afrikaniſchen Gebiet iſt in dieſen Sagen enthalten, in allen liegt der tiefe Gedanke an die Vergänglichkeit alles Beſtehenden.

Dann lief er davon. Als er zu den Menſchen kam, ſagte er: „Der Mond läßt euch ſagen: „Wie ich ſterbe und vergehe, ſo werdet auch ihr ſterben und vergehen und nicht mehr ſein.“

Darauf lief der Haſe zum Mond und erzählte ihm, was er den Menſchen geſagt hatte.

Der Mond wurde böſe, als er dies hörte, und ſprach zu dem Haſen:

„Wie kannſt du dem Menſchen ſagen, was ich dir nicht aufgetragen habe?“ Und er ſchlug ihn mit einem Scheit Holz auf die Naſe, daß ſie ſich ſpaltete.

Warum es gut iſt, daß die Menſchen ſterben.[23])

Eine Sage der Eingeborenen vom Viktoriaſee.

Im Anfange gab es auf der Erde zwei Menſchen, einen Mann und eine Frau. Die Frau hieß Mbaele, der Mann Kaſſangero. Dieſe beiden erſten Menſchen hatten viele Kinder, die wiederum Kinder bekamen. Der Mann Kaſſangero wünſchte, daß alle ſeine Kinder und ihre Nachkommen für immer am Leben bleiben ſollten; aber ſein Weib riet ihm ab, zur Erfüllung dieſes törichten Wunſches Medizin zu machen. Wenn der Menſchen zu viele würden, meinte ſie, könnten ſie keinen Platz finden, um Felder zu bauen, und kein Holz zum Feuer, um ihr Eſſen zu kochen. Da gab der erſte Mann ſein Vorhaben auf und ließ die Menſchen ſterben.

Die Sage vom Chamäleon.[25])

Eine Geſchichte des Hauſſaſtammes im Innern Afrikas.

Der große Geiſt ſandte einſt das Chamäleon zu den Menſchen.

„Sage ihnen," ſprach er, „wenn ein Menſch ſtirbt, ſo ſoll man ihn mit Brot berühren, damit er wieder lebe."

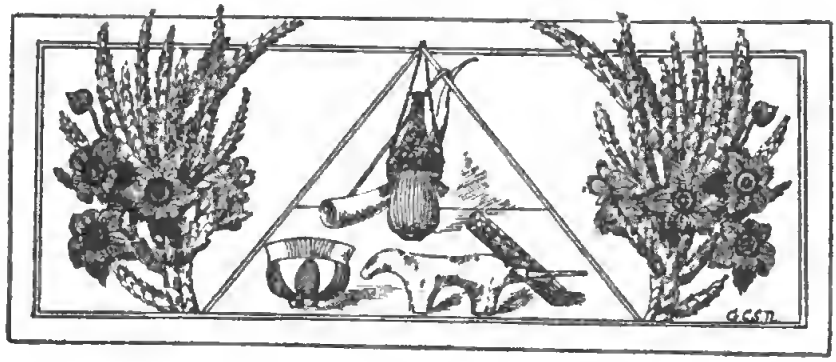
Dieſe Worte hatte die Eidechſe gehört; eilig lief ſie zu den Menſchen und ſagte zu ihnen:

„Wenn ein Menſch ſtirbt, ſo ſollt ihr ihn begraben."

Auch das Chamäleon machte ſich auf den Weg, ſchmückte ſich mit bunten Farben und ging langſam zu den Menſchen.

„Der große Geiſt ſagt zu euch: „Wenn ein Menſch ſtirbt, ſo ſollt ihr ihn mit Brot berühren, damit er wieder lebe."

Die Menſchen aber ſchüttelten den Kopf und ſagten: „Was zuerſt geſagt iſt, muß gelten; wir glauben dir nicht."



Warum der Menſch ſtirbt.[23])

Eine Sage von der Goldküſte.

Der erſte Menſch auf Erden war unſterblich; es war ein Weib. Der große Geiſt aber ſah, daß es nicht gut war, das Weib allein zu laſſen; deshalb ſchuf er den Mann. Da fingen die Menſchen an ſich zu vermehren, aber nicht genug, um die Erde zu füllen! — Da ſandte der große Geiſt das Schaf zu ihnen und ließ ihnen ſagen:

„Die Menſchen werden ſterben, aber ſie werden wiederkehren.“ Das Schaf machte ſich auf den Weg; als es aber an fetten Weiden vorbeikam, fing es an, auf ihnen zu graſen und verweilte ſich und vergaß ſeine Botſchaft.

Die Menſchen vermehrten ſich mehr und mehr; aber da ſie unſterblich waren, fing es an, ihnen auf der Erde an Raum zu mangeln.

„Wenn wir unſterblich ſind,“ ſagten ſie, „ſo werden unſerer bald zu viele ſein.“

Da ſandte der große Geiſt die Ziege und befahl ihr, den Menſchen zu ſagen:

„Wenn der Menſch ſtirbt, wird er tot ſein für immer.“

Eilig legte die Ziege ihren Weg zurück, während das Schaf noch immer graſte.

„Wenn der Menſch ſtirbt, wird er tot ſein für immer," rief ſie den Menſchen zu.

Da endlich traf das Schaf ein; — aber ſeine Botſchaft kam zu ſpät.

Wäre das Schaf ſchnell geweſen und vor der Ziege gekommen, ſo würde der Menſch vom Tode wiederkehren; nun aber muß er ſterben.

Der Haſe und die Schildkröte.[24])

Ein Kamerunmärchen.

Ein Haſe traf einſt eine Schildkröte.

„Ei," rief er höhniſch aus, „was du für kurze, häßliche Beine haſt!"

Die Schildkröte tat, als habe ſie die Worte des Haſen gar nicht gehört.

„Mit den Beinen kannſt du gewiß nicht laufen!" höhnte er weiter.

Noch immer tat die Schildkröte, als hätte ſie gar nicht hingehört. Das ärgerte den Haſen. Gerade wollte er noch mehr ſagen, als plötzlich die verſpottete Schildkröte ſprach:

---

[24]) Wem fiele beim Leſen dieſer Sage unſerer ſchwarzen Landsleute nicht ſofort der bekannte deutſche Swinegel ein, der den Wettlauf mit dem Haſen eingeht? Die Ähnlichkeit beider Märchen iſt eine ſo frappierende, daß man geneigt iſt, die Originalität des einen oder des anderen zu bezweifeln; dennoch ſind beide echt. Die Märchenwelt eines Volkes iſt eben nichts anderes, als das Buch ſeiner Kinderſtubengeſchichte, dieſe aber wiederholen ſich allerorten, wie auch Spiele und Gewohnheiten von Kindern ſtets wiederkehren; der kindliche Geiſt hat zu jeder Zeit ſeine ihm eigene, ſich wiederholende Phantaſie.

„Weißt du was, Haſe, ich möchte gern mit dir wettlaufen!"

„Wa——a—a—s? mit mir, mit mir?" ſpottete der Haſe erſtaunt.

„Hm! ja mit dir; warum denn nicht?"

Das ärgerte nun den Haſen, wenn er auch meinte, es ſei nur Scherz von der Schildkröte; aber ſolche Scherze mochte er nicht leiden. Als er nun gar merkte, daß die Schildkröte in vollem Ernſte redete, ſprach er:

„Nun meinetwegen! Was gilt die Wette?"

„Ich ſetze alles, was ich habe; du mußt dasſelbe tun."

„Gut! mir iſt's recht."

Dann ging die Schildkröte gemächlich, wie es ihre Gewohnheit war, nach Hauſe. Der Haſe und ſeine Frau lachten aber hinter ihr her.

Daheim angelangt, ſprach die Schildkröte zu ihren Kindern:

„Ich muß heute noch ausgehen, und ihr ſollt mich begleiten!" Da freuten ſich die kleinen Schildkröten ſehr. So ging denn die Alte mit ihnen in den Wald. Bei der erſten Biegung des Weges ſprach ſie zu ihrem kleinſten Kinde:

„Bleibe hier ſtehen, und wenn morgen der Haſe an an dir vorbeilaufen wird, ſo ruf' ihm zu: „Guten Tag, lieber Haſe!"" Dann ließ ſie die Worte von dem Kinde noch einmal wiederholen und ging mit den anderen Kleinen weiter.

„Du bleibſt hier ſtehen," ſagte ſie nach einer Weile zu dem zweiten Kinde, „und wenn morgen der Haſe an dir vorbei kommt, ſo rufſt du ihm zu: „Guten Tag, lieber Haſe!""

Das Kind verſprach zu tun, was die Mutter ver-

langte, und dieſe ging weiter mit den übrigen Kindern. Wieder nach einer Weile, gab ſie denſelben Befehl einem anderen Kinde und ſo weiter, bis das ſechſte Schildkrötchen an einem großen Stein ſeinen Poſten einnahm; dieſer Stein ſollte, wie verabredet, das Ziel des Wettlaufes ſein.

„Du rufſt: „Gewonnen! Ich bin da," wenn der Haſe kommt," ſagte ſie zu dieſem und ging fröhlich nach Hauſe; denn es war ſpät, und ſie wollte ſchlafen.

Der Haſe tat in der Nacht vor Aufregung kein Auge zu.

„Wie lächerlich von dir!" ſagte ſeine Frau, „als ob eine Schildkröte einen Haſen im Wettlauf ſchlagen könnte!"

Am anderen Morgen kam ein Freund des Haſen, der Zeuge ſein ſollte, und holte ihn ab. Darauf ging's zur Schildkröte. Dieſe war bereit, und man begab ſich zu der bezeichneten Stelle im Walde.

„Eins, zwei, drei!" und der Wettlauf ging los.

Nach einer kleinen Weile drehte die Schildkröte auf einem Seitenwege um und ging heim.

Dort wartete ſie auf ihre Kinder.

Der Haſe lief, ſo ſchnell er konnte und dachte weiter nichts bei ſich, als er plötzlich neben ſich hörte:

„Guten Tag, Herr Haſe!"

Ei, wie er da eilig weiterrannte!

„Guten Tag, Herr Haſe!" klang's da noch einmal, und wieder: „Guten Tag, Herr Haſe."

Er war außer ſich; wütend!

Nun noch ein kleines Stück, und das Ziel war erreicht. Der Haſe keuchte weiter.

„Gewonnen! Hier bin ich!" ſcholl es da.

Da war es aus mit der Kraft des Haſen; erſchöpft und ohnmächtig fiel er zu Boden.

Die alte Schildkröte aber ſah glückſelig ihre Kinder wiederkehren und freute ſich ihrer gelungenen Liſt.

Nach geraumer Zeit kam die Frau des Haſen, klagte und weinte und bat die Schildkröte zu vergeſſen und zu vergeben, wie tief der Haſe ſie gekränkt habe.

„Er liegt krank daheim," fügte ſie hinzu, „und nun müſſen wir dir den Preis zahlen!"

„Geh nur heim!" ſagte die Schildkröte, „ich werde mir die Sache überlegen. Morgen komme ich zu dir."

Am anderen Tage ging ſie denn auch wirklich zu ihrem kranken Gegner, ſprach ein paar freundliche Worte zu ihm und nahm nur ganz wenig von dem, was ihr zukam.

„Eins aber merke dir," ſagte ſie ernſthaft, „du mußt nie wieder ſpotten über das Ausſehen anderer Leute; ſo wie wir gemacht ſind, müſſen wir bleiben, und es iſt gut ſo."

Die Ziege, der Löwe und die Schlange.[25])

Eine Sage der Baſoto, eines Eingeborenenſtammes aus dem Kongogebiet.

Eines Tages ſpazierten eine Ziege und ein Löwe am Rande eines tiefen Waldes miteinander. Nicht weit von dem Dickicht lag ein friedliches Dorf, in deſſen Hütten zufriedene Menſchen lebten, und welches von einem hohen geflochtenen Zaun umgeben war.

„Wo kommſt du heute her, lieber Freund?“ fragte die Ziege den Löwen.

„Geradenwegs von einem Feſtmahl, welches ich guten Freunden von mir veranſtaltet habe. Der Leopard, die Hyäne, der Wolf, der Schakal, die wilde Katze, der Büffel, das Zebra waren meine Gäſte. Auch die Giraffe, das Elentier und der Springbock kamen zu mir.“

„Wie großartig das geweſen ſein muß!“ ſeufzte die Ziege. „Ich bin wirklich recht vereinſamt in dieſer Welt; niemand kümmert ſich um mich. Indeſſen darf ich nicht klagen; denn im allgemeinen finde ich Gras und Kraut im Überfluß, auch zumeiſt ein ſchattiges Plätzchen, um zu

---

[25]) Dies Märchen wurde Mr. Stanley von einem Eingeborenen der Kongogegend erzählt und gibt Zeugnis von der regen Phantaſie und dem wunderbaren Talent der meiſten Stämme der Afrikaneger, die Tiere mit Ideen und Sprache zu beleben.

ruhen, und kenne eigentlich keinen wahren Kummer, alſo habe ich alle Urſache zufrieden zu ſein."

„Du kannſt doch unmöglich behaupten wollen," fuhr der Löwe auf, „daß du mich nicht beneideſt um meine Kraft und Stärke wie um meine Würde?"

„Ich beneide dich in der Tat nicht", entgegnete die Ziege gleichmütig, „denn bisher war mir weder deine Kraft noch deine Würde bekannt!"

„Wie? du weißt nicht, daß ich der ſtärkſte von allen Bewohnern des Waldes bin? Du weißt auch nicht, daß, wenn ich die Stimme erhebe, alle, welche es hören, in Furcht erzittern?"

„Nein, von alledem weiß ich nichts! Faſt möchte ich glauben, daß du deine Macht überſchätzſt; denn ich kenne Weſen, deren Waffen weit gefährlicher ſind als die, mit denen du kämpfſt. Deine Zähne ſind zwar groß, deine Krallen ſcharf, dein Ausſehen gewaltig und dein Gebrüll erſchreckend, und dennoch glaube mir, gibt es ein kleines Geſchöpf in dieſem Walde, das gefürchteter iſt als du, und ſollteſt du dich im Streite mit ihm meſſen, ſo würdeſt du wahrſcheinlich unterliegen."

„Unſinn!" rief der Löwe ärgerlich, „du reizt mich zur Wut mit deiner albernen Rede. Noch heute bei meinem Gaſtmahl gaben alle Tiere zu, daß ſie mit mir ſich nicht vergleichen könnten, und ich ſollte meinen, daß auch du mir recht geben wirſt, wenn ich ſage, daß ein einziger Griff von mir dich töten kann!"

„Darin haſt du unbedingt recht, und ich darf keinen Anſpruch darauf machen, für beſonders ſtark zu gelten. Das Weſen aber, von dem ich ſprach, iſt jedenfalls nicht dein Gaſt geweſen."

„Von wem redeſt du eigentlich?" fragte der Löwe verächtlich.

„Von der Schlange!“ entgegnete die Ziege ruhig.

„Von der? Von dem kleinen, kriechenden Dinge, welches Mäuſe und kleine Vögel frißt und ſich zwiſchen Gras und niedrigem Gebüſch hindurchwindet?“

„Ja, ja, von derſelben!“

„Ich bitte dich, denke doch daran, wie ein kleiner Teil meines Körpergewichtes das unſcheinbare Ding zermalmen könnte!“

„Ich möchte dir nicht zu dem Verſuche raten. Seine Zähne ſind gefährlicher als die deinen.“

„Willſt du in meinem Kampfe mit der Schlange gegen mich wetten?“

„Ja!“

„Und wenn du verlierſt —?“

„So bin ich für immer dein Sklave, und du kannſt über mich verfügen, wie es dir beliebt. Aber wenn du unterliegſt, — was dann?“

„Wähle, was du dann verlangſt.“

„Schön! Dann will ich hundert Bananentrauben haben. Am beſten wär's freilich, du brächteſt ſie gleich mit auf den Kampfplatz.“

Auf dieſe letzten Worte zu antworten, hielt der Löwe für überflüſſig.

„Wo aber iſt die Schlange, die den Kampf mit mir aufnimmt?“ fragte er daher.

„Ganz nahe!“ antwortete die Ziege. „Hole du nur die Bananen, und wenn du zurückkehrſt, wirſt du die Schlange hier vorfinden.“

Stolz ſchritt der Löwe von dannen, um die Bananen zu holen, indeſſen die Ziege in das Gebüſch ging, wo die Schlange in tiefem Schlaf zuſammengerollt unter einem Baume lag.

„Schlange,“ rief die Ziege, „wach' auf! Der Löwe

will mit dir kämpfen. Er hat mit mir um hundert Bananentrauben gewettet, die er mir geben muß, wenn er verliert; ich habe aber mein ganzes Leben in ſeinen Dienſt geſtellt für den Fall, daß er Sieger bleibt. Wenn du meinem Rate folgſt, ſo iſt kein Zweifel daran, daß du über den Löwen triumphieren wirſt."

„Gut," entgegnete die Schlange ſchläfrig, „was ſoll ich denn tun?"

„Krieche auf einen Baum, der hier in der Nähe ſteht, und wenn der Löwe kommt, ſo rufe ihn, damit er ganz dicht zu dir trete. In ſeinem unbegrenzten Hochmut und voll von dem Glauben an ſeine Unnahbarkeit wird er ſich ganz ſorglos dir nähern und ſich auch noch nicht erſchrecken, wenn du deinen Kopf dem ſeinen ganz nahe bringſt. Dann bohre deine Giftzähne tief in ſeine Augenbrauen, und du wirſt alsbald des Kampfes Sieger ſein."

„Schon gut!" ſagte die Schlange, die inzwiſchen ganz munter geworden war, „aber was ſoll denn mein Lohn ſein?"

„Ich werde dein Freund und Diener fürs Leben ſein."

„Einverſtanden! Führe mich!"

Darauf führte die Ziege die Schlange auf den Kampfplatz und zu dem Baume, den ſie vorher ſchon bezeichnet hatte.

Bald darauf kam der Löwe und hinter ihm her in langer Reihe die Tiere, welche ihm dienten und für ihn die Bananen trugen. Nachdem der Löwe dieſe Tiere entlaſſen hatte, wandte er ſich zur Ziege.

„Nun, Zieglein," ſagte er freundlich herablaſſend, „wo iſt deine ſtarke Freundin? Ich brenne darauf, ſie zu ſehen."

„Biſt du der Löwe?" fragte da eine feine Stimme von dem Baume.

„Jawohl! Wer aber, wenn ich fragen darf, biſt du, daß du mich nicht kennſt?“

„Ich bin die Schlange; meine Augen ſind ſchwach, und ich kann mich nicht ſchnell bewegen. Tritt näher, damit ich dich ſehen kann.“

Der Löwe brach in ein laut ſchallendes und hochnäſiges Gelächter aus; dann trat er näher. Die Schlange ſtreckte ihren Kopf weit vor und blies ihren Odem dem Löwen ſo ſtark ins Geſicht, daß ihre ganze ſchlanke Geſtalt erzitterte.

„Du zitterſt ja,“ ſagte der Löwe verächtlich.

„Ja,“ entgegnete die Schlange, „je mehr ich zittere, um ſo ſchwerer treffe ich,“ und dabei ſchoß ſie vorwärts und bohrte ihren Giftzahn tief in die linke Augenbraue des Löwen, und im ſelben Augenblicke ringelte ſich ihr ganzer geſchmeidiger Körper um den Hals des Löwen und vergrub ſich in ſeine dicke Mähne. Das Gift brannte wie Feuer in dem Kopf und dem Körper des Verwundeten; als es bis zum Herzen gedrungen war, fiel er nieder und war tot.

„Gut! ſehr gut,“ meckerte die Ziege und betrachtete lüſternen Auges die Bananen. Darauf ſchworen Schlange und Ziege ſich ewige Freundſchaft.

„Jetzt folge mir!“ ſagte dann die Schlange. „Ich habe eine kleine Arbeit für dich!“

„Arbeit, beſte Freundin? was denn?“

„O ſie iſt leicht und nicht ermüdend! Wenn du dieſen Pfad hier entlang gehſt, ſo kommſt du in ein Dorf, in dem Menſchen wohnen. Dort erzähle, was ich getan habe und zeige den Leuten den toten Löwen. Sie werden ſich darüber freuen, und du wirſt in den Gärten der Menſchen Nahrung im Überfluß finden. Freilich werden

ſie dich ſchlachten, ſobald du fett biſt; aber dafür haſt du auch ein Leben voller Genuß und Behaglichkeit gehabt."

„Mir iſt die Arbeit recht," entgegnete die Ziege, „und vor dem Ende meines Lebens graut mir auch nicht. Was dich anbetrifft, ſo fürchte ich, daß du niemals Ruhe und Frieden finden wirſt; denn Tiere und Menſchen werden dich ſtets als Feind fürchten und verabſcheuen."

Darauf ſchieden ſie.

Die Ziege ging den ihr gewieſenen Pfad entlang und kam bald zu den Menſchen und ihren Wohnungen. Vor dem Dorfe ſah ſie ein Weib, das war damit beſchäftigt, ſich Holz zu ſammeln. Als es aufblickte und ein Tier mit ſpitzen Hörnern auf ſich zukommen ſah, erſchrak es und wollte fortlaufen; als es jedoch ſein friedliches Meckern hörte und ſah, wie es hin und wieder ſtehen blieb, um ſaftiges Grün und Gras zu freſſen, beſann es ſich und rief die Ziege an, die dann auch zögernd nahe trat.

„Folge mir," ſagte die Ziege, als ſie ganz nahe gekommen war; „ich will dir etwas Seltſames zeigen."

Zwar erſchrak die Frau ein wenig, als ſie das Tier ſprechen hörte, aber ihre Neugierde gewann die Oberhand, und ſie folgte, bis ſie zu der Stelle kam, an der der tote Löwe lag. Dort blieb ſie ſtehen und rief aus:

„Was iſt denn dieſes? Was bedeutet das alles?"

Die Ziege erwiderte:

„Dieſer hier war einſt der König aller Tiere; vor ihm fürchteten ſich alle Weſen, welche im Walde und auf dem Felde lebten. Aber er wurde zu ſtolz, zu hochmütig und fühlte ſich zu ſehr als derjenige, dem alles untertan ſein mußte. Deshalb forderte ich ihn zum Kampfe heraus mit einem kleinen unſcheinbaren Weſen, welches in Hecken

und Büſchen lebt, und du ſiehſt, er iſt im Kampfe gefallen!“

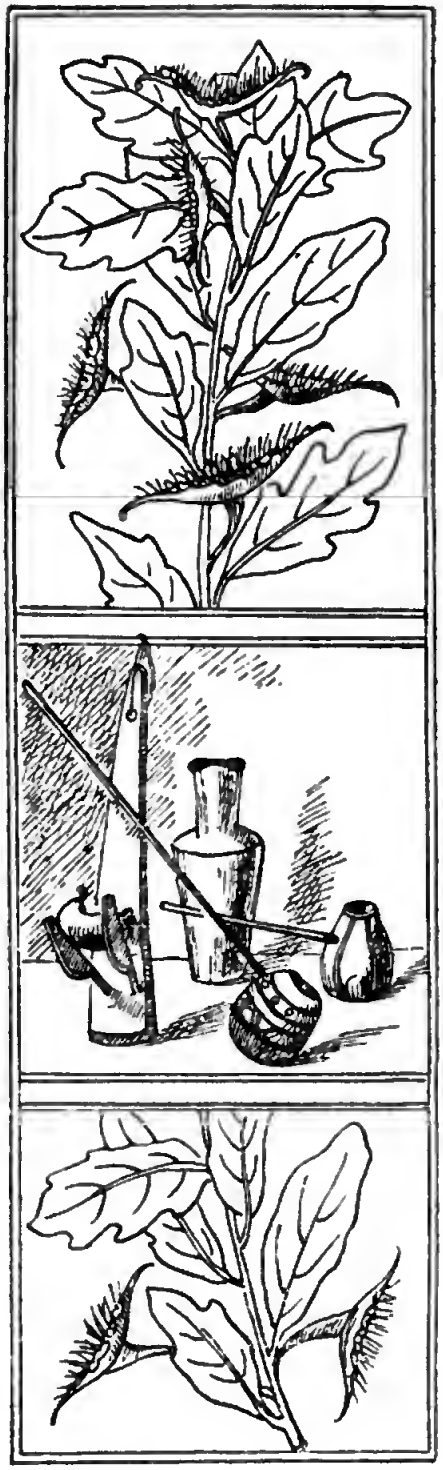
„Und wer war der Sieger?“

„Die Schlange.“

„Du haſt recht,“ rief das Weib, „die Schlange iſt die Beherrſcherin aller Weſen, nur nicht des Menſchen.“

„Du haſt wahr geſprochen!“ antwortete die Ziege. Das weiß auch die Schlange, und deshalb ſandte ſie mich zu den Menſchen, daß ſie mich pflegen und bei ſich behalten ſollten. Bin ich aber fett und rund geworden, ſo werden ſie mich töten und verzehren. Das waren die Worte der Schlange.“

Die Frau horchte auf dieſe Worte und merkte ſie wohl. Dann zog ſie des Löwen Fell ab, trug es in das Dorf und erzählte dort den Leuten von ihrem wunderbaren Erlebnis. Von jenem Tage an iſt die Ziege ein Mitglied des menſchlichen Haushaltes geworden, und der Dank dafür gebührt der Schlange; denn hätte ſie nicht die Ziege zum Menſchen geſchickt, ſo wäre ſie für immer wild und unſtät geblieben, wie ihre Schweſter, die Antilope.



Kimyera.[26])

Ein Märchen der Wanyoro aus der Landſchaft Unyoro nördlich vom Viktoria-Nianza.

In Unyoro herrſchte vor langer, langer Zeit ein mächtiger König Namens Uni. Dieſer nahm zum Weibe ein Mädchen eines benachbarten Stammes, das hieß Wanyana. Wanyana aber hatte für ihren Gatten nichts wie Haß und Abſcheu in ihrem Herzen und zeigte

---

[26]) Die Sage entſtammt der Landſchaft Unyoro, welche an die Nilſeen ſtößt und nördlich des Viktoria-Nyanza liegt. Ihre Bewohner ſind die Wanyoro, ein wilder, kriegeriſcher, leidenſchaftlicher Stamm, der ſchon vor langen Jahren mit den Arabern vielfach in Handels- bzw. Tauſchbeziehungen geſtanden hatte. Zeitweiſe waren die Wanyoro den Arabern unterworfen, in blutigen Kämpfen gelang es dem freiheitsdürſtenden Stamme, die Bedrücker wieder zu verdrängen. Jetzt bildet Unyoro einen Teil von Britiſch-Oſtafrika.

ihm ihre Gefühle täglich. Eines Tages kam zu dem König ein Mann, der wollte Vieh einhandeln, und weil er ſchön auf der Flöte ſpielen und gut unterhalten konnte, ſo bat ihn Uni, ein Weilchen in ſeinem Reiche zu bleiben. Allabendlich ſetzte ſich nun der Fremdling nieder unter einen großen Baum vor den Hütten des Königs und unterhielt dieſen wie ſeine Weiber mit Flötenſpiel und Erzählungen. Wohlgefällig ruhte dabei ſein Auge auf den ſchmucken Geſtalten der jungen Frauen, welche ihm zuhörten. Am meiſten aber entzückte ihn die Schönheit Wanyanas, und er ſowohl wie viele andere der Anweſenden gewahrten auch bald, daß ſeine Neigung nicht unerwidert blieb. Ja, bald flüſterte man unter den Weibern allerlei über Wanyana und Kalimera und wollte wiſſen, daß die Liebenden ſich heimlich träfen und leidenſchaftliche Worte tauſchten. Zu Unis Ohren kam aber nichts von alledem, was die Leute ſich erzählten, und ſein Herz war frei von Argwohn. Es tat ihm leid, daß Wanyana ihn nicht liebte und es nicht duldete, daß er ihr mit Zärtlichkeiten nahte; doch hoffte er, daß es ihm gelingen würde, ſie nach und nach für ſich zu gewinnen; deshalb beſchloß er, nicht in ſie zu dringen, ſondern es der Zeit und ſeinem ſtets ſich gleichbleibenden Aufmerkſamkeiten zu überlaſſen, ihr Herz zu rühren. Er baute für ſie ein neues, ſchönes Haus, beſuchte ſie ab und zu, brachte ihr ſtets Geſchenke mit und tat alles, um ihre Liebe zu gewinnen.

In nicht allzulanger Zeit gewahrte Wanyana mit Schrecken, daß ſie einem Kinde das Leben ſchenken ſollte. Angſterfüllt vor dem Zorn ihres Gatten, bat ſie ihn, für mehrere Wochen ſeine Beſuche bei ihr einzuſtellen, und verſprach ihm dafür, ſpäter ein ergebenes und liebendes Weib zu ſein. Beglückt ob dieſer Ausſicht, willfahrte Uni ihrem Wunſche. Durch ihre eigenen Untergebenen ſuchte

Wanyana Kunde von ihrem Geliebten zu erlangen, erfuhr aber nur, daß er plötzlich verſchwunden und niemand wiſſe, wohin er gegangen ſei.

Kurze Zeit darauf gebar Wanyana einen kleinen Jungen. Geängſtigt von dem Gedanken daß der König ihre Untreue entdecken könnte, nahm ſie das Kind und legte es in die Werkſtatt eines Töpfers; dann aber ging ſie eiligſt zu einem Zauberer, beſchenkte ihn reich und bat ihn, in irgend einer Weiſe dafür zu ſorgen, daß ihr Kind gut gepflegt würde. Beruhigt durch das Verſprechen unverbrüchlichen Schweigens, ſchritt ſie alsdann ſchnell heim.

Am folgenden Morgen wollte Muyana, der Töpfer, in ſeine Werkſtatt gehen; ſein Weg führte ihn vorbei an der Tür des Zauberers, und dieſer rief ihn an:

„Muyana, warum nimmſt du jetzt immer ſchlechte Erde, aus der du deine Töpfe machſt? Sie ſind nicht mehr ſo gut wie früher und zerbröckeln in der Hand.“

„Ach Doktor!“ rief der arme Töpfer erſchreckt, „ſage du mir, was ich tun ſoll, damit meine Arbeit wieder werde, wie ſie ſonſt war!“

„Gut, Muyana! ich kann dir raten. Du haſt einen mächtigen Feind, der nur Böſes für dich ſinnt; aber ich will ſeine Pläne zu ſchanden machen. Gehe du in deine Werkſtatt und ſuche in ihr nach irgend etwas Lebendigem. Wenn du es gefunden haſt, ſo nimm es zu dir, hüte und pflege es; denn wiſſe, ſolange es lebt, wirſt du vor allem Übel bewahrt bleiben.“

Muyana war nicht wenig erſtaunt, als er dieſe Worte gehört hatte, eilte weiter zu ſeiner Werkſtatt und gewahrte dort alsbald ein ſorglich zuſammengewickeltes Bündel, deſſen Inhalt ihm aber verborgen blieb, und das er nicht wagte zu berühren.

„Ich will zu meiner Frau gehen und ihr all dieſes

erzählen," ſagte er zu ſich; „denn Weiber wiſſen mit geheimnisvollen Dingen beſſer Beſcheid," und ſchnellen Schrittes lief er heim.

„Du Dummkopf!" ſchalt ſein Weib, nachdem es zugehört hatte: „Warum haſt du nicht getan, was der Zauberer dir befohlen hat? Komm' jetzt gleich mit mir und zeige mir, was du geſehen haſt. Mich beunruhigt ein Traum, den ich in der vergangenen Nacht gehabt habe, und das Bündel, von dem du da geſprochen haſt, kann für uns beide von großer Bedeutung ſein."

So zogen ſie miteinander zur Töpferei. Gerade als ſie dort ankamen und die Frau eben nahe hinzutrat, um zu ſehen, was auf der Erde in Felle gewickelt lag, fing das Kind an zu ſchreien und ſich zu bewegen:

„Du meine Güte, das iſt ja ein Säugling," rief das Weib, „und es ſieht genau ſo aus, wie das Kind, welches ich heute Nacht im Traume ſah! Heb' es auf, Muyana, gib es mir und verletze es ja nicht!"

Muyana war wie von Sinnen, tat aber, wie ſein Weib ihm geheißen hatte, und gab ihr das Kind, ohne ein Wort zu ſagen. Entzückt betrachtete die Frau das geſunde, wohlgebildete Kind, wiegte es in ihren Armen und rief aus:

„Muyana, was ſind wir doch für glückliche Leute! Seit Jahren ſehne ich mich nach einem Kinde, und endlich haben gute Geiſter meinen Wunſch erfüllt und uns das ſchönſte aller Kinder gegeben. Unſer Glück iſt gemacht!"

„Aber weſſen Kind mag das ſein?" fragte Muyana argwöhniſch.

„Wie kann ich das ſagen? Laß uns dankbar ſein, daß wir es gefunden haben; fürwahr, der Zauberdoktor iſt ein guter und weiſer Mann; er wird wohl auch das

Geheimnis dieſes kleinen Weſens kennen; uns aber geht das nichts an, laß uns lieber gar nicht daran denken. Nicht wahr, fortan iſt das Kind unſer; wir wollen dafür ſorgen und es wie unſer eigenes halten!“

„Wie du willſt!“

So hatte denn das Kind der ſchönen Wanyana ſeine Pflegeeltern gefunden, und in ganz Unyoro gab es keine Mutter, die ſtolzer auf ihr Kind geweſen wäre, als Muyanas Weib auf dieſen Findling. Der Knabe wurde mit Ziegen- und Kuhmilch ernährt und gedieh prächtig. Als Muyana zu dem Zauberdoktor ging, um dieſen zu fragen, wie er das Kind nennen ſolle, antwortete der ihm:

„Nenne es Kimyera — den Mächtigen.“

Als Kimyera etwa ein Jahr alt war, ging Wanyana eines Tages zu einem Töpfer, um für ihr Haus Töpfe zu kaufen. Sie ſetzte ſich auf die Erde am Eingange in der Werkſtatt und wählte aus, was ihr gefiel. Da plötzlich hörte ſie ein Kind ſchreien.

„Hat dein Weib kürzlich ein Kind gehabt?“ fragte Wanyana, „ich hörte bisher nichts davon.“

„Nein, Weib unſeres Häuptlings,“ entgegnete Muyana, „wir haben das Kind vor Jahresfriſt in meiner Werkſtatt gefunden.“ Wanyanas Herz ſchlug höher, als Muyana nun fortfuhr, die ganze ſonderbare Begebenheit zu erzählen, und im ſtillen überlegte ſie, wie ſie es wohl anfangen könnte, ſich der Verſchwiegenheit des Mannes zu vergewiſſern, wenn ſie ihm geſtände, daß ſie des Kindes Mutter ſei.

„Anfänglich hatte ich gegen mein Weib den Verdacht,“ ſchloß Muyana, „daß das Kind ihr Eigentum ſei, und daß ich der Betrogene wäre. Aber ich habe keinen Grund für den ſchändlichen Argwohn, wennſchon er hin

und wieder noch ſich in mir regt, denn mein Weib iſt in ganz Unyoro die beſte und klügſte Frau."

Wanyana überlegte einen Augenblick, dann ſprach ſie:

„Guter Mann, ich bin nicht ſo unwiſſend über des Kindes Herkunft, wie es dir ſcheinen mochte; denn ich weiß, wem es gehört, und wer es hierher brachte!"

„Du?"

„Ja! und wenn du verſprechen möchteſt bei dem großen Geiſt, der uns alle gemacht hat, daß du das Geheimnis bewahren willſt, ſo werde ich dir die Mutter des Kindes nennen!"

„Solange das Kind nicht das Kind meines Weibes iſt, verſpreche ich Stillſchweigen über die Sache. Wer ſonſt des Kindes Mutter iſt, kann mir gleichgültig ſein. Ich habe es gefunden, und mein iſt es als Finderlohn. Nun nenne mir den Namen der Mutter!"

„Wanyana!"

„Du die Mutter?"

„Du ſagſt es! Es iſt das Pfand meiner Liebe zu Kalimera aus Uganda. Kalimera gehört zum Stamme der Häuptlinge Ugandas, welcher der „Stamm des Elefanten" genannt wird. Er iſt der jüngſte Sohn des verſtorbenen Königs von Uganda. Nach ſeines Vaters Tode erhielt er nicht weit von Unyoro ein weites, fruchtbares Landgebiet mit vielem und ſchönem Vieh. Als er in unſer Land kam, um hier Ochſen und Kühe einzutauſchen, ſah ich ihn, und wir liebten einander. Aus Furcht vor Unis Zorn floh Kalimera und ließ mich zurück. Als das Kind nun geboren war, brachte ich es hierher, vertraute mich dem weiſen Zauberdoktor an und hoffte von ſeiner Klugheit das Beſte. Das übrige weißt du!"

„O Weib unſeres Häuptlings! Nie habe ich meine Frau inniger geliebt als gerade jetzt, da jeder Schatten

des Argwohns gegen ſie aus meiner Seele gebannt iſt. Du aber ſei ohne Sorge. Mein Weib liebt dieſes Kind, als wäre es ihr eigen Fleiſch und Blut, und ich werde darüber wachen! Wenn königliches Blut den Menſchen zum König machen kann, ſo iſt Kimyeras Zukunft geſichert, und er wird uns dereinſt reichlich vergelten, was wir an ihm tun. Jetzt komm' zu meinem Weibe und erzähle noch einmal deine Geſchichte; ſie wird ſie treu bewahren."

Wanyana erzählte nun, während ſie ihr Kind koſend im Arme hielt, noch einmal die kurze Geſchichte ihrer Liebe und ließ ſich verſprechen, daß die braven Töpfersleute mit Liebe und Sorgfalt ſich auch fernerhin Kimyeras annehmen wollten.

Von nun an verband innige Freundſchaft das Weib Unis mit Muyana und ſeiner Frau, und fortwährend fand Wanyana einen Vorwand, um das Pflegekind dieſer Leute zu beſuchen.

Muyanas Reichtum wuchs fortan beſtändig; denn Wanyana beſchenkte ihn unabläſſig mit ſchönem Vieh. Als Kimyera herangewachſen war, beſaß ſein Vater große Herden und ſchöne Weideplätze, und ihm wurde die Sorge für das Vieh anvertraut; zur Hilfe wurden ihm ſtarke und kühne Jünglinge zur Seite geſtellt. Mit dieſen nun vergnügte ſich Kimyera in mancherlei männlichen Spielen, lernte ringen, den Speer werfen und Pfeil und Bogen geſchickt handhaben. Seine Geſchwindigkeit war größer als die der Antilope; kein Tier des Feldes konnte ihm entkommen, wenn er es jagte. Sein Mut und ſeine Kühnheit, die er oftmals in Ausübung ſeines Amtes bewies, wurden ſprichwörtlich im ganzen Lande. Warnte ihn der Ruf eines der Hirten, daß ein wildes Tier in der Nähe ſei, ſo begab er ſich ſofort in die Gefahr, indem er mit Pfeil und Bogen oder mit ſeinem Wurfgeſchoß

dem Feinde entgegeneilte, und mehr als einmal rettete er ſeines Vaters Vieh vor dem Feinde.

Sein Übermut verleitete ihn gar oft, ganze Herden durch blühende Kornfelder hindurchzutreiben, und allen Vorſtellungen wegen ſolchen Unfuges begegnete er lachend mit den Worten:

„Das Vieh gehört Wanyana, dem Lieblingsweibe Unis. Das Volk gehört ihr ebenfalls und auch die Felder. Warum alſo ſoll Wanyanas Vieh nicht ihr Korn freſſen?“

Aus Furcht vor dem Mut und der Stärke des Jünglings ließen die Leute ihn gewähren. Mit der Zeit aber kühlten Unis Gefühle für ſein ſchönes Weib, welches anfing zu altern, ab, und da nun Wanyanas Freiheit auch mehr beſchränkt wurde, ſo konnte ſie nicht mehr ſo oft wie ehedem zu ihrem Sohne gehen. Muyana fühlte Mitleid mit der armen Mutter; deshalb ſandte er Kimyera oftmals zu den Weibern des Häuptlings, um Töpfe zu verkaufen, und befahl ihm, ſtets zu Wanyana zu gehen. Jedesmal, wenn der Knabe von dieſen Botengängen heimkehrte, war er reich beſchenkt worden mit Leopardenfellen, Krokodilszähnen, Tierklauen, Muſcheln und farbigen Hölzern, die er mit Stolz ſeinen Pflegeeltern zeigte. Oft auch brachte er Geſchenke von Wanyana für Muyana und ſein Weib mit. Seiner Mutter Gaben häuften ſich bei ihm ſo an, daß er bald in der Lage war, ſich durch ſie zwei große, ſchöne Hunde zu erhandeln. Das eine dieſer Tiere war kohlſchwarz, deshalb nannte er es Mſigiſſa, d. h. Dunkelheit, das andere weiß, wie die Blüte der Baumwollſtaude; Kimyera nannte es deshalb Sema Gimbi, d. h. Weißholz. Mit ſeinen beiden Hunden nun zog Kimyera oftmals weit fort von ſeiner Heimat und überließ die Sorge für die Herden ſeinen Untergebenen. Seine Begier, Land und Leute kennen zu lernen, wuchs

je weitere Streifzüge er unternahm, und ſo kam es, daß er ſich immer öfter und ſtets für längere Zeit von zu Hauſe entfernte. Wen er unterwegs antraf, befragte er nach Gegenden, die ihm noch unbekannt waren, und die kennen zu lernen es ihn verlangte. So kannte er denn bald wenigſtens vom Hörenſagen jeden Weg und Steg, Fluß und Bach, Dorf und Stamm der ganzen Umgegend. Vor ſeinen Pflegeeltern verbarg er ſorgfältig all ſeine Wünſche und Gedanken, die ſich in ihm regten und ihn in die weite Welt hinaustrieben. Indeſſen kam auch ihnen mancherlei zu Ohren über die weiten Wanderungen des Jünglings, was ſie mit Beſorgnis erfüllte. Ihre Befürchtungen teilten ſie Wanyana mit und baten dieſe, ihren Einfluß auf ihren Sohn geltend zu machen. Sobald ſich ihr dazu eine Gelegenheit bot, ſprach ſie zu ihm:

„Sage mir offen, mein Sohn, welches ſind deine Pläne für die Zukunft? Wanderſt du, den Spuren des Wildes zu folgen? Gehſt du dem Aufgang oder dem Niedergang der Sonne entgegen, wenn du wochenlang deiner Heimat fern bleibſt?“

Darauf antwortete Kimyera:

„Zumeiſt iſt es in der Richtung des Sonnenaufgangs, daß ich dem Wilde folge.“

„Das iſt das Land,“ ſagte Wanyana nachdenklich, „aus welchem vor Jahren dein Vater kam, um hier Vieh zu erhandeln.“

„Mein Vater? Und welches iſt ſein Name?“

„Kalimera.“

„Wo lebte er?“

„Das Dorf, von dem er kam, hieß Willemera und liegt nicht weit von Bakka; das ganze, große Land iſt Ganda.“

„Bakka! O ich kenne die Stadt wohl! Denn meine

Wanderungen haben mich oftmals nach Uganda geführt, weil das Land reich iſt an Antilopen, die an den Ufern des Fluſſes Mylmja graſen. Mehr als eine iſt dort meiner Weidmannskunſt zum Opfer gefallen?“

„Kaum kann ich es glauben, mein Kind!“ rief Wanyana in Tränen.

„Dennoch iſt es wahr, was ich dir ſage, meine Mutter!“

„Dann biſt du nahe bei Willemera geweſen, und es iſt ewig ſchade, daß du deinen Vater nicht geſehen und geſprochen haſt!“

Wenige Tage nach dieſer Unterredung zog Kimyera mit ſeinen beiden Hunden fort aus der Hütte ſeiner Pflegeeltern und ſchritt rüſtig dem Fluſſe Mylmja im Lande Uganda entgegen. Sobald er das Waſſer durchſchritten hatte, kam er in ein Dorf, deſſen Bewohner er nach Willemera fragte. Man ſagte ihm, daß acht Stunden Wanderung ihn dorthin bringen würden. Am folgenden Tage erreichte er ſein Ziel und ſchloß ſchnell Freundſchaft mit einem der Viehhüter ſeines Vaters, bei dem er zur Nacht blieb, und der ihm alle ſeine Fragen über Kalimera auf das eingehendſte beantwortete. Nachdem er in Erfahrung gebracht hatte, was er wiſſen wollte, zog er wieder heim und erzählte Muyana und ſeiner Pflegemutter alles, was er gehört hatte. Auch Wanyana kam bald und beſchwor ihren Sohn mit Tränen, ihr genauen Bericht zu erſtatten.

„In aller Kürze,“ ſprach der Jüngling, „habe ich folgendes gehört: Daß Kalimera noch am Leben iſt, weiß ich jetzt beſtimmt. In ſeinem Dorfe wohnen viele Leute; auch beſitzt er große und ſchöne Viehherden und eine ſtattliche Anzahl von Sklaven. Ich habe all dieſe Nachrichten von einem der älteſten Viehhüter Kalimeras und weiß deshalb, daß ſie unbedingt wahr ſind.“

„Es iſt gut, mein Sohn," ſprach Wanyana; dann ſich an Muyana wendend, fuhr ſie fort:

„Jetzt iſt es an der Zeit, eine Entſcheidung zu treffen. Uni wird mir mit jedem Tage widerwärtiger. Ich bin in meinem Herzen dem einen Manne, den ich geliebt habe, immer treu geblieben, und nun ich weiß, daß er am Leben iſt, treibt es mich zu ihm. Rate du mir, Muyana, was ſoll ich tun?"

„Wanyana, du weißt, daß ich nicht klug bin, und daß meine Zunge ſchwer iſt. Auch kennſt du meine Verhältniſſe. Ich habe nur ein Weib, obſchon große Viehherden. Die beiden Kühe Namala und Nakoambeh, welche du mir als erſtes Geſchenk brachteſt, habe ich noch, und ihre Milch iſt noch immer ſo ſüß und reichlich wie ſie je geweſen. Laß Kimyera ſeine Flöte, ſeine Hunde, ſeine Speere und ſeinen Schild zu ſich nehmen; Sebarija, mein Hirte, ſoll ihm folgen, mein Weib ſoll die Kühe und Felle nehmen, welche zur Jagdbeute Kimyeras gehören, und wir wollen dir folgen, wohin du gehſt!"

„Muyana, du biſt ein treuer Freund! So laß uns denn forteilen, noch ehe der Morgen dämmert. In Willemera will ich dir zehnfach vergelten, was du hier verläßt. Der Findling iſt nun ein ſtarker Mann geworden, und endlich hat er den Weg gefunden, der ihn zu ſeinem Vater und zu ſeinem Stamme führt."

Wie Wanyana es geſagt hatte, ſo geſchah es. Noch ehe die erſten Strahlen der Sonne am folgenden Tage die Erde beſchienen, war ſie mit Kimyera, Muyana und ſeinem Weibe wie dem Sklaven Sebarija auf dem Wege nach Uganda.

Eines Tages ging Kimyera mit Muyana auf die Büffeljagd und nahm auch Sebarija mit, ſo daß die beiden Frauen allein zurückblieben. Der Büffel, den er jagte,

war ein ungewöhnlich wildes und ſchnelles Tier; deshalb entfernte Kimyera ſich weiter, als es ſeine Abſicht geweſen war, und bald fing der Gedanke an ſeine Mutter und Muyanas Weib an ihn zu ängſtigen; deshalb ſchickte er Sebarija zurück zu ihnen. Endlich war der Büffel erlegt. Als aber Kimyera mit Muyana an den Platz kamen, von welchem ſie am Morgen ausgezogen waren, fanden ſie keine Spuren der Weiber oder Sebarijas vor. Tag und Nacht ſuchten ſie; doch alles war vergeblich; endlich gaben ſie ihre Bemühungen als erfolglos auf und zogen weiter. Als Kimyera einige Tage darauf wieder auf der Jagd war und ſein Wild erlegt hatte, traf er an einem Felſen ein Weib, das trug auf dem Kopfe einen Krug mit Waſſer. Kimyera rief ihr zu und bat um einen Labtrunk. Lächelnd gab das Mädchen dem ſchönen Jüngling zu trinken und erzählte ihm bald von dem Lande Ganda, deſſen Tochter ſie war, auch von der Königin Naku, in deren Dienſten ſie ſtand, und deren Gaſtfreundſchaft weit und breit berühmt war.

„Wird ſie auch mich mit Freundlichkeit empfangen?“ fragte Kimyera. „Ich komme aus Unyoro und möchte mich im Lande Ganda niederlaſſen.“

„Naku wird dich auch aufnehmen; ſie iſt gütig gegen alle Fremden; das iſt des Landes Sitte. Was aber, Fremdling, iſt es, was du in deinem Gurt trägſt?“

„Eine Flöte!“ entgegnete Kimyera. „Auf ihr ahme ich die Stimmen der Vögel nach, welche mir die lieblichſten ſcheinen.“

Und bei dieſen Worten fing er an, dem Mädchen ſeine Weiſen vorzuſpielen.

Freudig überraſcht von dem Wohllaute ſeiner Kunſt ſchlug die Zuhörerin in die Hände und rief:

„Naku wird dich mit Freuden aufnehmen, o Fremd-

ling. Folge mir, und komme zu ihr, denn dein Glück iſt gemacht."

„Erſt muß ich meinen Gefährten aufſuchen," entgegnete Kimyera, „danach komme ich mit ihm zu deiner Königin."

Freudig grüßend ſchritt er von dannen, indeſſen das Mädchen in das Dorf lief und dort ihre ſeltſame Begegnung mit dem ſchönen Jüngling verkündete. Kimyera ſuchte ſeinen väterlichen Freund Muyana auf, fand ihn bald und unterrichtete ihn von allem, was vorgefallen war.

Nachdem die Wanderer ſich gewaſchen hatten, machten ſie ſich auf den Weg, um die Königin Naku und Sebuwana, ihren Gatten, zu begrüßen. Naku war auf das Angenehmſte überraſcht, als ſie Kimyera ſah, und empfing ihn überaus freundlich, zumal ſeine gewinnende Art und die Schönheit ſeines Körpers ihr Herz höher ſchlagen ließ. Indem ſie ſich ihrem Gatten zuwandte, ſprach ſie:

„Laß uns dieſe unſere neuen Gaſtfreunde freundlich empfangen, denn mir will es ſcheinen, daß ſie einem erleſenen und edlen Stamme angehören; wie käme ſonſt ein Jüngling zu einer ſo hohen Geſtalt und ſolch edlem Wuchs wie dieſer? Er ſoll eins unſerer ſchönſten Häuſer bewohnen, Bananenwein, Milch und Früchte werden ihm täglich in Fülle gereicht werden, nichts ſoll ihm mangeln, damit er erkennt, wie gern und freudig wir ihn bei uns aufnehmen.

Was Naku angeordnet hatte, geſchah, und Sebuwana ſelber ſah danach, daß alles auf das Sorgſamſte bereitet wurde.

„Iſt dies dein Inſtrument, mit welchem du ſo lieblich zu ſpielen verſtehſt?" fragte Naku den Fremden, indem ſie auf die Flöte wies, welche er im Gürtel ſtecken hatte.

„Jawohl, Königin Naku," entgegnete Kimyera, „und

wenn es dir zum Vergnügen gereicht, ſo laß mich dir meine Kunſt zeigen.“

Indem er ſich auf dem Leopardenfell niederließ, welches für ihn ausgebreitet lag, begann er ſeiner Flöte die lieblichſten Weiſen zu entlocken, die jemals Nakus Ohr getroffen hatten. Unfähig, ein Wort zu ſagen, ſaß die Königin mit fliegendem Atem und halbgeöffneten Lippen und ſtarrte unverwandt auf den Jüngling. Alle Leute, die zuhörten, blickten einander verwundert an, als könnten ſie nicht begreifen, was vor ihren Ohren erklang. Naku, als der Spieler geendet hatte, ging leiſen Schrittes auf ihn zu, legte ſanft ihre Hand auf ſeine Schulter und ſprach:

„Macht und Herrſchaft, o Kimyera, ſteht dir zu! Dem Wohllaut deiner Flöte zu widerſtehen, iſt unmöglich. So bleibe denn bei uns für ganz und geliebt von mir, Sebuwana und dem ganzen Volke Gandas.“

Dann wandte ſie ſich an Muyana und ließ ſich von ihm alles erzählen, was dieſer von der Herkunft Kimyeras wußte. In tiefen Gedanken verſunken, ſaß ſie hernach noch lange wachen Auges in ihrer Hütte und dachte des Fremden. Am folgenden Tage aber hielt eine wunderbare Scheu ſie ab, ſich ihren Gäſten zu nahen oder dieſelben zu ſich beſcheiden zu laſſen. Deshalb trat erſt ſpät am Abend Muyana zu ihr und ſprach:

„Sage mir, Königin Naku, iſt es Sitte deines Landes, Fremde ſo freundlich zu empfangen, wie du uns empfangen haſt, um ſie hernach nicht mehr zu beachten? Oder haben Kimyera und ich dich unwiſſentlich beleidigt? Mache mich bekannt mit den Gebräuchen im Lande Ganda, oder laß uns fortziehen, wenn unſer Anblick dir widerwärtig iſt.“

„Nein, Muyana,“ entgegnete die Königin ſanft, „habe Geduld, und du wirſt mich verſtehen lernen.“

Darauf ließ ſie ſich von Muyana in die Hütte Ki-

myeras begleiten, der, verwirrt und erfreut ob der Ehre ſolches Beſuches, ihr eilend entgegentrat und Matten wie Felle ausbreitete, damit ſie ſich niederließe. Darauf ſchälte er ihr eine Banane, legte ſie auf ein grünes Blatt und reichte ſie ihr hin. Naku aß die Frucht, und es dünkte ihr, daß in ganz Uganda bisher kein Baum und Strauch ſo ſüße Früchte getragen hatte. Als ſie geendet hatte, bot ſie Kimyera eine von ihrer Hand zubereitete Banane, und der Jüngling aß ſie mit dem Gefühl, daß niemals eine Frucht von gleicher Süßigkeit ſeine Zunge berührt hatte. Die Königin blickte ihn lächelnd an, und als Kimyera ſeine Augen aufſchlug, fand er eine Fülle ungeſprochener Worte in dem Blick Nakus.

„Höre mir zu, Kimyera," ſprach Naku, „und auch du, Muyana, horche auf; denn ich werde wichtige und ſchwerwiegende Worte zu euch reden. In Ganda iſt ſeit meines Vaters Tode kein König. Sebuwana iſt nur dem Namen nach mein Gatte; in Wahrheit iſt er nichts mehr als mein erſter Ratgeber. Jetzt bin ich alt genug, um ſelber den zu wählen, der mein Herr und Herr über ganz Ganda ſein ſoll. Mein Herz hat ſeine Wahl getroffen und Kimyera erkoren!"

Bei dieſen Worten kniete Kimyera nieder vor die Sprecherin, und ſobald er Herr ſeiner Gefühle geworden, ſprach er:

„Aber, o Naku, haſt du auch bedacht, was dein Volk ſagen wird, wenn du ihm einen Fremdling zum König gibſt? Wird es mir nicht zürnen und nach dem Leben trachten?"

„Nein! Denn du biſt der Sohn des Bruders meines Vaters. Und da mein Vater keine männlichen Erben hinterlaſſen hat, ſo hat ſeine Tochter das Recht, ſich dem Sohne ſeines Bruders zu verbinden. Du ſiehſt, Kimyera,

du haſt ein gutes Recht auf den Platz dieſes Reiches, den ich dir anbiete."

„Was aber ſoll aus Sebuwana werden?" fragte Kimyera.

„Findet er ſich gutwillig in ſein Geſchick," entgegnete Naku, „ſo mag er leben, tut er es nicht, ſo muß er ſterben von den Händen meiner Krieger."

Am Nachmittag desſelben Tages noch verkündete Naku ihrem Volke, was ſie beſchloſſen hatte, und als Sebuwana die Nachricht hörte, erſchrak er heftig; da er aber wohl wußte, was ſeiner harrte, falls er ſich widerſetzte, ſo ging er ſtill und heimlich von dannen nach dem Dorfe, in dem er geboren war und ſeine Kindheit verlebt hatte, um dort den Tod zu erwarten.

Die Königin Naku aber lebte mit Kimyera, ihrem Gatten, in Glück und Zufriedenheit. Drei Söhnen gab ſie das Leben und ſtarb nach der Geburt des dritten. Ganz Uganda beklagte ihren Tod; am meiſten aber weinte Kimyera um ſie und ließ ſich nicht tröſten, denn er hatte Naku, die Königin des Landes Ganda von Herzen geliebt.

Der Geſang des Kindes.

Eine Naoſage.

Es war einmal eine Frau, die hatte zwei geſunde, kräftige Kinder. Darauf bekam ſie noch ein drittes; das aber war ein unanſehnliches, krankes Knäblein ohne Kopf, ohne Naſe, ohne Zähne und ohne Augen. Als die Mutter das Kind voller Entſetzen betrachtet hatte, ſprach ſie zu ihrem Manne: „Laß uns fortziehen von hier und dies armſelige Ding zurücklaſſen!“ So zogen die Eltern mit ihren beiden geſunden Kindern von dannen. Kaum aber hatten ſie ihre Hütte verlaſſen, als dem armen Kinde Kopf, Hände und Füße wuchſen. Es hatte aber nicht genug Kraft, um denen, die fortgezogen waren, zu folgen. In der Hütte fand es einen Stock, den nahm es und erſchlug damit eine Ratte, zog ihr die Haut ab, ſpannte dieſe über die Schale einer Affenbrotbaumfrucht und trommelte darauf, indem es ſang:

Ich ſaß ohne Vater, — ich ſaß!
Ich ſaß ohne Mutter, — ich ſaß!
Ich ſaß ohne Kopf, — ich ſaß!
Ich ſaß ohne Glieder, — ich ſaß!

Während es ſo ſang, kam eine Hyäne vorbei, die lauſchte den lieblichen Tönen, trat an die Schwelle und

ſprach: „Lehre mich dein Lied, damit auch ich es ſingen kann!“

Das Kind antwortete: „Gern! Gib du mir aber zuerſt Kleid, Hemd, Mütze, Gewehr und Bogen, hernach will ich dich's lehren.“

Die Hyäne gab, was der Knabe von ihr verlangt hatte. Dieſer zog alles an und ſprach dann zu dem Tiere: „Tritt ein in die Hütte!“ Darauf ſchloß er die Hyäne ein und ging ſeines Weges; denn jetzt war er kräftig geworden. Als er wanderte, ſang er fortwährend:

Ich ſaß ohne Vater, — ich ſaß!
Ich ſaß ohne Mutter, — ich ſaß!
Ich ſaß ohne Kopf, — ich ſaß!
Ich ſaß ohne Glieder, — ich ſaß!

So ſingend ſchritt der Knabe richtig den Weg entlang, den ſeine Mutter gegangen war, weit, weit, weit fort, bis er die fand, die ihn krank und elend verlaſſen hatten. Weder ſeine Mutter, noch ſein Vater, noch ſeine Geſchwiſter erkannten ihn. Der Knabe trat zu ihnen in ihre Hütte und ſetzte ſich auf ihre Bareſe. Dann ſang er wiederum ſein altes Lied.

Die Leute, die vorbeigingen und ihn hörten, ſagten: „Wie ſchön er ſingen kann!“

Dann fragten ſie ihn:

„Woher kommſt du?“

Er aber antwortete ihnen nicht, ſondern fuhr fort zu ſingen:

Ich ſaß ohne Vater, — ich ſaß!
Ich ſaß ohne Mutter, — ich ſaß!
Ich ſaß ohne Kopf, — ich ſaß!
Ich ſaß ohne Glieder, — ich ſaß!

Und die Leute, die ihn ſahen, ſprachen weiter untereinander:

„Er iſt ein ſehr ſchöner Mann.“

Auch ſeine Schweſter, die ihn nicht kannte, fand ihn ſehr ſchön und ſagte: „Er ſollte mich heiraten!“

Sein Schwager, der Mann ſeiner Schweſter, nahm ein Huhn, ſchlachtete es, kochte Ugali und ſtellte das Eſſen ins Haus. Darauf ging der Knabe von der Bareſe ins Haus, ſetzte ſich und begann wieder ſein Lied zu ſingen.

Da ſchüttelten die Leute draußen den Kopf und ſagten:

„Warum ſingt er dieſen Geſang?“ Er rief:

„So höret! Meine Mutter hatte zwei Kinder, die geſund waren. Als drittes wurde ich geboren: klein und armſelig, ohne Kopf und ohne Glieder. Darauf zog meine Mutter fort und ließ mich zurück.“

Als die Leute dieſe Erzählung gehört hatten, ſprachen ſie untereinander:

„Wir wollen den Hausherrn fragen, vielleicht weiß er, was dieſe Rede bedeutet.“

Darauf gingen ſie aus dem Hauſe hinaus, und bald folgte ihnen auch der, welcher ſeinen Eltern bis hierher gefolgt war.

Als die Leute ſahen, daß er das Eſſen, welches man ihm vorgeſetzt hatte, nicht anrührte, fragten ſie ihn, warum er es nicht äße. Er aber antwortete nur: „Nein!“

Da ſprachen jene weiter:

„Weshalb ſingſt du von deiner Mutter, daß ſie dich zurückgelaſſen habe und von dir fortgegangen ſei?“

Auch ſeine Mutter ſprach zu ihm und ſagte:

„Ich kann den Geſang nicht recht verſtehen.“

Ihr Mann aber wurde zornig und ſprach:

„Du Törin, glaubſt du etwa, dies Kind ſei das deine?

Ich ſage dir, der Mann hier iſt ein Lügner, — aber laß uns ſeinen Geſang noch einmal hören, — vielleicht können wir ihn dann beſſer verſtehen."

Darauf ſang der Fremde wieder die ſonderbaren Worte:

Ich ſaß ohne Vater, — ich ſaß!
Ich ſaß ohne Mutter, — ich ſaß!
Ich ſaß ohne Kopf, — ich ſaß!
Ich ſaß ohne Glieder, — ich ſaß!

„Was du geſungen haſt, haben wir nun wohl gehört," ſagten die Leute darauf zu ihm, nun ſprich zu uns, ſinge nicht mehr!"

Und jener ſprach:

„Dieſe iſt meine Mutter!"

Du, o Mutter, hatteſt zwei Kindern das Leben gegeben, dann kam ich als drittes. Ihr aber ſpracht zueinander: „Das iſt ein armſeliges Geſchöpf!" Denn ich hatte keinen Kopf und keine Glieder. Deshalb zogt ihr fort und ließt mich zurück. Als ihr fort wart, wuchſen mir die Glieder, und ich wurde ein Mann. Ich tötete eine Ratte und machte mir aus ihrem Fell eine Trommel. Da kam an die Tür eine Hyäne und hörte mich ſingen. Sie kam herein und ſagte:

„Unterrichte mich!"

„Gib mir erſt alles, was man zum Anzug braucht," ſprach ich, und als ſie das getan hatte, ſchloß ich ſie ein und ging meines Weges. Viele, viele Stunden bin ich gewandert, bis ich hierher kam! Ja, ich bin euer Kind, das ihr verlaſſen habt!"

Da weinten die Eltern gar ſehr vor Freude, und die anderen Leute, welche die Worte mit angehört hatten, lachten und freuten ſich mit ihnen.

Der Häuptling und der Vogel.

Eine Naosage.

Es war einmal ein großer Häuptling, der war sehr mächtig und sehr stolz; denn er vermeinte, alles zu können. Er war auch ein sehr guter und geschickter Vogelfänger und glaubte, in der Kunst des Vogelfangens komme keiner ihm gleich. Eines Tages erschien in seinem Feld ein sehr schöner Vogel; der fraß alle Früchte und sang fortwährend:

„Tsche, Tsche, Tsche, Tsche, Tsche."

Der Häuptling sprach zu seinen Leuten:

„Diesen Vogel müssen wir fangen; denn er frißt mir alle Früchte meines Feldes auf."

Darauf machte er sich mit einer Schar von Männern auf, den Vogel zu jagen.

„Seht den Vogel an," rief der Häuptling, „er ist sehr diebisch und muß durchaus gefangen werden."

Das Tier flog nun vor ihnen her, immer eine kleine Strecke; dann ließ er sich nieder und ruhte, bis seine Verfolger ihm ganz nahe waren.

„Tsche, Tsche, Tsche, Tsche," sang es von neuem und flog weiter.

Weiter und immer weiter verfolgten die Leute das hübsche Tier, bis sie müde waren, und sich ausruhen

mußten; nur einige wenige jagten ihn noch und verloren ſich in ein Bambusdickicht. Als der Vogel aus dem Gebüſch wieder herauskam, jagten die anderen Leute ihn auch wieder und gingen verloren wie die erſten. Der Vogel kam wieder: zum dritten, ſechſten und zehnten Male, und jedesmal fanden ſich Männer, ihn zu verfolgen; aber ſie gingen alle verloren, bis zuletzt nur der Häuptling allein noch übrig war. Da kamen die Weiber der verloren gegangenen Männer, klagten den Häuptling an und verlangten, daß er ihnen ihre Männer wiedergebe. So blieb ihm nichts übrig, als ſich allein auf die Wanderung zu begeben und nach den Jägern zu ſuchen. Vor ihm her flog wieder der Vogel, aber er ließ ſich nicht fangen. Als der Häuptling in den Bambuswald kam, öffnete der Vogel einen großen Termitenhügel. In dieſen ging der Häuptling hinein und fand darin ſeine Leute.

Der Vogel flog nun hinein und befreite die Männer des Häuptlings; ihn ſelbſt aber behielt er zurück und ſprach:

„Du haſt geſagt: Ich erliege bei keinem Ding, und alles vermag ich!"

Nun war der gefangen von einem Vogel, der ſich einſt gebrüſtet und für allmächtig gehalten hatte.

Der Löwe und die Schildkröte.

Eine Naoſage.

Vier außerordentlich große Elfenbeinzähne, ſo groß, daß jeder Zahn von zwei Männern getragen werden mußte, lagen bereit als Wettlaufpreis, und man ſagte:

„Wohlan, laufet um die Wette, alle Tiere! Wer zuletzt ermüdet, bekommt das Elfenbein.“

Da kamen viele Tiere und liefen um die Wette, wurden aber müde und gaben den Wettlauf auf, ſo daß nur noch der Löwe übrig blieb. Dieſer freute ſich und ſprach:

„Mir gehört der Preis!“

Da erhob ſich die Schildkröte und ſprach:

„Noch nicht! Wir wollen noch miteinander wettlaufen, damit ich jenes Elfenbein bekomme.“

Der Löwe weigerte ſich, lachte und ſprach:

„Wie? Wirſt du wettlaufen können?“

Die Schildkröte entgegnete:

„Du wirſt es ſchon ſehen; lauf nur zu!“

Die Schildkröte kletterte unbemerkt auf des Löwen Rücken, und ſo liefen ſie denn, — liefen, liefen und liefen, bis der Löwe müde wurde und ausruhen mußte.

Da rief die Schildkröte:

„Ruht nicht aus; sonst bekomme ich die Elfenbeinzähne."

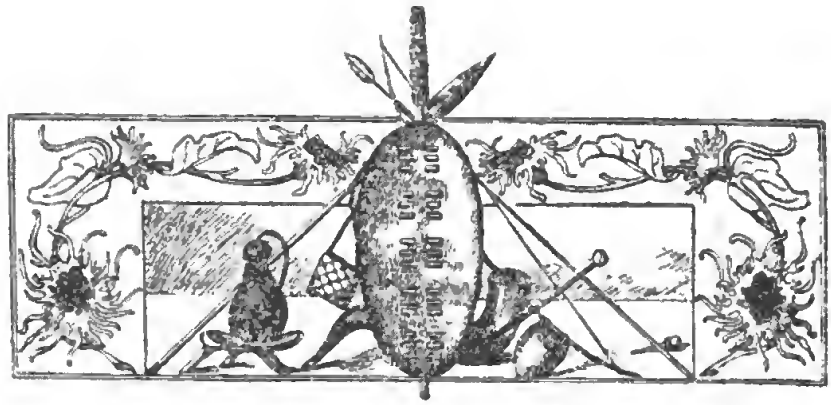
Weiter und weiter lief wiederum der Löwe, bis er ganz und gar ermattet wieder zu den Elfenbeinzähnen kam. Da machte er Halt, drehte sich um und fragte:

„Schildkröte, wo bist du?"

Die Schildkröte antwortete hinter ihm:

„Ach, ich bin schon lange hier."

Da sah sich der Löwe besiegt und ließ ihr den Preis.



Klugheit des Haſen.

Naoſage.

Es war einmal ein Mann der hatte eine ſehr ſchöne Tochter, zu der ſprach er:

„Koche zehn Körbe voll Eſſen! Wer es aufißt, ſoll dich heiraten.“

Sie kochte das Eſſen.

Da kamen ſehr viele Leute, die das Mädchen gern heiraten wollten; aber ſobald ſie einen Korb voll von dem Eſſen genoſſen hatten, waren ſie ſatt und mußten das Unternehmen aufgeben.

Da machte ſich der Haſe auf den Weg, nahm ſeine Axt, ſeine Hacke, einen Schlauch und ein Buſchmeſſer, ein Tuch, Hirſe und ein Körbchen. Unterwegs traf er das Ichneumon, welches ſagte:

„Zerteile dein Tuch; morgen wird es dir vergolten.“

Da zerriß der Haſe das Tuch und gab dem Ichneumon davon.

Als er weiter ging, traf er einen Vogel; der ſagte:

„Gib mir Schnecken zu eſſen; morgen wird es dir vergolten.“

Der Haſe ſuchte und gab dem Vogel Schnecken.

Weiter auf ſeinem Wege begegneten dem Haſen Termiten, die riefen:

„Schlag uns dieſe Bambusrohre um; morgen wird es dir vergolten.“

Der Haſe nahm ſein Buſchmeſſer und fällte die Bambusrohre.

Bald darauf begegnete ihm ein Perlhuhn, das bat:

„Gib mir von deiner Hirſe; morgen wird es dir vergolten.“

Der Haſe gab ihm alle Hirſe, die er hatte. Ein Löwe begegnete dem Haſen, der ſprach zu ihm:

„Gib mir eine Antilope; morgen wird es dir vergolten.“

Da ſtellte der Haſe eine Falle auf, fing eine Antilope und gab ſie dem Löwen.

Dann traf er den Elefanten. Dieſer ſagte:

„Haue mir einen Affenbrotbaum um; was morgen geſchehen wird, wirſt du dann ſehen.“

Der Haſe tat, wie ihm der Elefant geboten hatte.

Nun kam er in das Dorf, in welchem jenes ſchöne Mädchen wohnte.

Das Mädchen kochte dem Haſen zehn Körbe voll Eſſen, ſtellte ſie ihm hin und ſprach:

„Jetzt iß!“

Der Haſe entgegnete:

„Stelle das Eſſen ins Haus; denn am Tage kann ich nicht eſſen.“

Da ſtellte ſie es ins Haus.

Die Sonne ging unter. Der Haſe trat nun ins Haus und begann zu eſſen. Da hörte er klopfen und rief: „Herein,“ und es kam jener Vogel, dem er Schnecken geſucht hatte. Der aß einen Korb voll.

Dann klopfte es wieder, und der Haſe rief:

„Herein!“

Da kamen die Termiten, die aßen zwei Körbe voll.

Wieder klopfte es; es kam der Löwe, der aß drei Körbe voll.

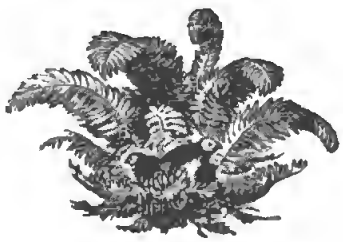
Als der Elefant kam, aß er, was übrig war.

Das Ichneumon trank den Krug voll Bier.

Die Sonne durchbrach die Wolken, als der Haſe aus dem Hauſe heraustrat. Die Leute kamen von allen Seiten herausgelaufen, um ihn zu ſehen. Er aber holte ſich Maniok, röſtete ihn und ſprach:

„Das war ein Stück Arbeit, all die Körbe voll Speiſen aufzueſſen! Jetzt habe ich aber Hunger!“

Und er heiratete jenes ſchöne Mädchen.



Warum der Löwe und der Leopard vor dem Hyänenhunde fliehen.

Naoſage.

Ein Hyänenhund bekam vier Junge, und ein Leopard warf drei Junge. Der Hyänenhund ging hin, ſuchte ſich eine Höhle und legte ſeine Jungen darein. Da kam der Leopard und ſprach:

„Komm' laß uns unſere Jungen zuſammenlegen!"

Der Hyänenhund weigerte ſich und ſprach:

„Nein; denn du wirſt meine Jungen dem Menſchen verraten!

Der Leopard entgegnete:

„Keineswegs! Sondern wenn ich ein Tier greifen werde, dann werde ich es im Maule heimtragen!"

Da gab der Hyänenhund ſeine Zuſtimmung. Sie legten ihre Jungen zuſammen und gingen aus, um zu jagen. Der Hyänenhund fing ein Tier, trug es in die Höhle, gab es ſeinen Jungen und ging wieder fort. Der Leopard erbeutete eine Antilope; er verſuchte ſie zu tragen, vermochte es aber nicht und zog ſie daher nur bis zur Höhle. Dann ging er wieder fort.

Als nun Menſchen vorbeikamen und ſahen, daß ein Leopard ein Tier bis zur Höhle geſchleppt hatte, ſprachen ſie:

„Kommt, wir wollen den Spuren nachgehen!"

Das taten ſie denn auch, bis ſie die vier jungen Hyänen und die drei Leoparden fanden. Sie ſchlugen die Jungen und töteten drei Hyänen und zwei Leoparden; darnach gingen ſie fort.

Der Hyänenhund kam hinein und ſah, daß drei ſeiner Jungen getötet waren. Danach kam auch der Leopard.

„Du haſt Schuld daran," ſchimpfte nun der Hyänenhund, „ſieh', was du angeſtellt haſt; meine Kinder haſt du den Menſchen verraten.

„Keineswegs!" verteidigte ſich der Leopard, „ich habe keine Schuld; ich habe ihnen nichts verraten."

Da wurde der Hyänenhund zornig und rief alle Tiere zum Gerichte zuſammen. Es erſchienen dazu der Löwe, der Elefant, das Nashorn, der Büffel und viele andere Tiere.

„Seht an," begann der Hyänenhund, „was der Leopard getan hat! Ich ſuchte mir einen Platz, um meine Jungen unterzubringen; da kam der Leopard, brachte ſeine Jungen und ſprach: Komm', wir wollen ſie zuſammenlegen. Ich aber weigerte mich und ſprach: Lege du deine Jungen wo anders hin, damit du die meinen nicht den Menſchen verrätſt. Er aber bat und ſagte: Ich werde ſie nicht verraten, ſondern ihnen Eſſen zutragen. Aber er ſchleppte ein Tier vor die Höhle, und nun haben die Menſchen meine Jungen gefunden und getötet. Er iſt ſchuldig."

Der Leopard leugnete und ſprach:

„Ich bin nicht ſchuldig. Die Menſchen ſind zufällig zu der Höhle gekommen. Sagt nun eure Meinung, ihr Weiſen!"

Der Löwe fürchtete den Leoparden, deshalb ſprach er:

„Er iſt nicht ſchuldig!"

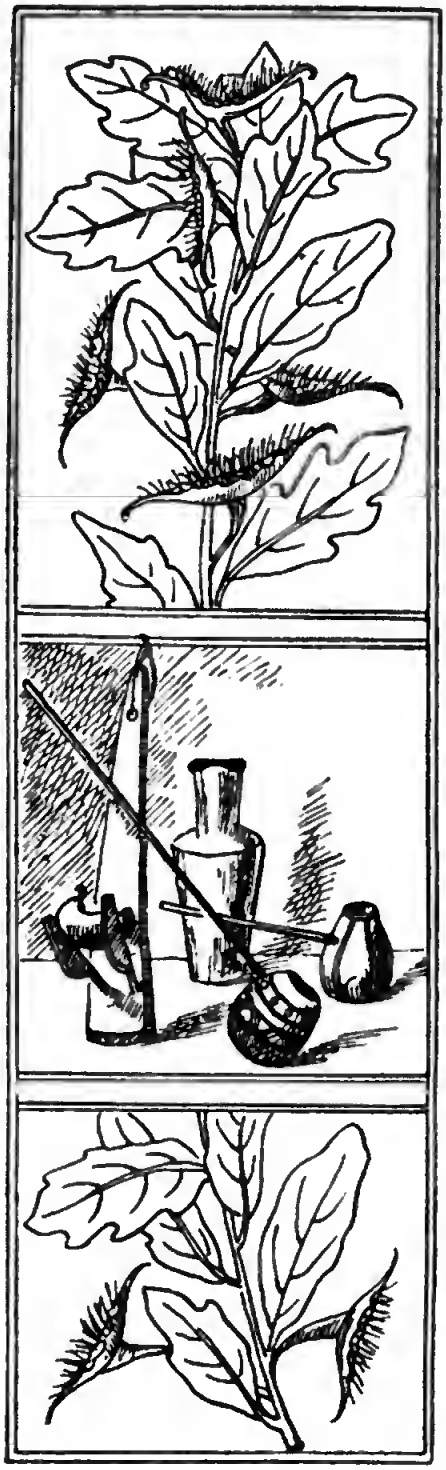
Auch die übrigen fürchteten ihn und ſchwiegen ſtill.

Da ſtand die Schildkröte auf und ſprach:

„Hyänenhund, du haſt die Wahrheit geſprochen. Der Leopard iſt ſchuldig. Aber die anderen haben Furcht vor ihm; darum iſt ihr Urteil nicht gerecht. Wohlan, geh' deines Weges, Hyänenhund! Aber wenn ihr zuſammenkommt, du oder der Löwe und der Hyänenhund, dann wird der Löwe fliehen, und wenn der Leopard mit dem Hyänenhund zuſammenkommt, ſo wird er fliehen und auf die Bäume klettern, ſobald er ſeine Stimme hört."

Darauf ging die Verſammlung auseinander.

Mit jenem Tage fliehen der Löwe und der Leopard vor dem Hyänenhunde.



Ein kluger Richter.

Hottentottenfabel.

Ein Affe ſuchte ſich eines Tages, wie es Art der Affen iſt, unter Steingeröll ſeine Nahrung. Ein beſonders großer Block erregte ſeine Aufmerkſamkeit und Begier. In der Hoffnung, unter ihm leckere Inſekten zu finden, ſchob er ihn mit großer Kraftanſtrengung zur Seite und hob ihn ein wenig hoch. Statt der erwarteten Inſekten fand er unter ihm eine große Schlange, die, böſe ob der unerwarteten Störung, ihn wütend anziſchte und drohte, den Eindringling zu beißen. So gut es gehen wollte, entſchuldigte ſich der geängſtigte Affe und verſicherte, er habe keine Ahnung gehabt, daß der Stein Privateigentum ſei. Nie würde er es gewagt haben, ein ſo gefährliches Weſen wie

die Schlange in irgend einer Weiſe zu beläſtigen. Indeſſen — die Schlange hörte gar nicht auf alles hin, was der arme Affe ſagte; ſie war gereizt worden und wollte ſich rächen. Noch waren die beiden im Wortgefecht, als ein Schakal des Weges kam. Ihn zum Schiedsrichter zu ernennen, ſchien den Streitenden das beſte; denn vor des Schakals Weisheit hatten ſie großen Reſpekt. Aufmerkſam hörte er den Klagefall an und erwog im ſtillen, wie er wohl durch ſeinen Spruch ſeiner eigenen Abneigung gegen die Schlange gerecht werden könne. Gewogen war er dem Affen freilich auch nicht; aber die Schlange fürchtete er. Um den Fall nun ganz gut verſtehen zu können, ſo meinte der ſchlaue Schakal ſchließlich, müſſe er die Kläger auffordern, ſich genau an die Plätze zu begeben, die ſie inne hatten, als der Streit anfing. So ging denn die Schlange zurück zu ihrem Stein, den der Affe auf ſie wälzte.

„Kannſt du, Schlange," fragte dann der Schakal, „jetzt hervorkriechen, ohne daß dir geholfen wird?"

„Nein," entgegnete die Gefragte.

„Ganz ſicher nicht?"

„Nein."

„Nun gut," ſagte darauf der Schakal liſtig grinſend zum Affen, „ſo wollen wir nicht weiter von der Angelegenheit reden, ſondern ſie lieber ruhen laſſen; es iſt beſſer ſo."

Und Schakal und Affe gingen ihres Weges.

Der Löwe und der Schakal.

Hottentottenfabel.

Weil der Schakal dem Löwen manchen böſen Streich geſpielt hatte, ſann dieſer darauf, ſich an dem Übeltäter zu rächen. Der Schakal, der des Löwen Abſicht nur zu wohl erriet, mied ihn, ſo gut er konnte. Eines Tages aber trafen ſich beide am jähen Abhange eines mächtigen Felſen; an ein Entkommen war für den Schakal nicht zu denken. Schnell beſonnen, lief er eilig die Felswand entlang, indem er kläglich um Hilfe rief.

„Was iſt denn los?“ fragte der Löwe.

„Was los iſt? Siehſt du denn nicht, daß der Felſen im Stürzen iſt? Er wird dich und mich zermalmen, wenn du dich nicht ſofort gegen ihn ſtemmſt und ihn hältſt, bis ich einen Baumſtamm geholt habe, um ihn zu ſtützen.“

Erſchreckt ob der drohenden Gefahr, tat der Löwe, was der Schakal ihm riet. Dieſer aber lachte und freute ſich der gelungenen Liſt und floh aus der Nähe des Löwen.

Die Niederlage des Löwen.

Hottentottenfabel.

Einſt waren die wilden Tiere bei dem Löwen verſammelt. Als der Löwe eingeſchlafen war, gab der Schakal einem kleinen Fuchs den Rat, einen langen Strick von Straußenſehnen zu drehen, um mit ihm dem Löwen einen ſchlechten Streich zu ſpielen. Willig ging der zu allen Schandtaten ſtets bereite Fuchs auf den Vorſchlag ein und drehte eifrig einen Strick. Dieſen befeſtigte er am Schwanze des ſchlafenden Löwen und das andere Ende an einem Buſch. Als der Löwe erwachte und ſah, was geſchehen war, wurde er ſehr zornig und rief alle Tiere um ſich. Sobald ſie verſammelt waren, ſprach er folgende Beſchwörungsformel:

„Welches Kind der Liebe ſeines Vaters und ſeiner Mutter hat mich feſtgebunden?“

Da antwortete das Tier, dem die Frage zuerſt vorgelegt war:

„Ich Kind der Liebe meines Vaters und meiner Mutter, ich Mutters und Vaters Liebesſprößling habe es nicht getan.“

So antworteten nacheinander alle Tiere, an die der Löwe das Wort richtete. Als aber die Reihe zu antworten an den kleinen Fuchs kam, ſprach dieſer:

„Ich Kind der Liebe meines Vaters und meiner Mutter, ich Mutters und Vaters Liebesſprößling habe es getan.“

Da zerriß der Löwe den aus Sehnen geflochtenen Strick und jagte dem Fuchs nach; denn er war ſehr zornig. Der Schakal aber rief dem Fliehenden nach:

„Mein Junge, du Sohn der hageren Füchſin, du wirſt nimmer ergriffen werden.“

Und in der Tat blieb der Löwe im Laufen zurück und mußte ſchließlich die Verfolgung des Fuchſes aufgeben.

Vom Cakyane-bo Cololo.[27])

Als einſt Cakyane ſpazieren ging, traf er eine Geiß, welche Junge hatte, und ſagte zu ihr:

---

[27]) Im Zulukaffriſchen führt das Wieſel den Namen u Cakide; u Cakyane iſt die Verkleinerungsform hiervon und bedeutet demnach ſoviel als „Wieſelchen“; bo Cololo iſt ein bloßer Ehrentitel; ein weiterer Ehrentitel desſelben lautet „u Mahlab indoda iſeme“ und bezeichnet einen, „welcher den noch ſtehenden Mann niederſticht“. Das Tierchen hat dieſen Beinamen wegen ſeiner Gewandtheit und Klugheit, und es ſpielt im kaffriſchen Märchen- und Fabelkranze ungefähr die gleiche Rolle wie Reineke Fuchs im deutſchen.

„Mutter, laß mich deine Kinder hüten.“

Die Geiß willigte ein. Am nächſten Tage ging die Geiß aufs Feld; Cakyane blieb mit den Kleinen zu Hauſe. Da nahm er eins von den Kleinen und kochte es. Als es gar gekocht war, aß er davon und ſetzte das übrige der Alten vor, indem er ſagte:

„Mutter, da iſt feiner Braten von einem Wilde. Ich hörte von Leuten draußen großen Lärm, worauf ich hinauslief und es erlegte.“

Die Geiß aß, und als ſie damit fertig war, ſagte ſie:

„Laß mich meine Kinder ſehen.“

Cakyane ging, ſie zu holen; brachte aber eins zweimal, damit die Mutter nicht merkte, daß eins fehlte. So machte es Cakyane jeden Tag, indem er eins nach dem andern ſchlachtete und dafür eins der Jungen ſo oft brachte, daß die Alte nichts merkte. Als nur das letzte noch übrig war, hatte er auch mit dieſem kein Erbarmen, ſondern ſchlachtete es und ſetzte es der Alten vor. Sie aß und fragte nach den Kindern. Cakyane ſagte:

„Ich werde ſie holen,“ ging hinaus und rief, als er draußen war:

„Oho, ho! du haſt deine Kinder gegeſſen ſtatt Wildbret.“

Da ſprang die Geiß auf und ihm nach. Cakyane lief ans Flußufer und fand den Fluß voll Waſſer. Auch die Geiß lief dorthin, ſah aber von Cakyane nichts mehr, da ſich derſelbe inzwiſchen in einen Stein verwandelt hatte. Sie nahm den Stein und rief, indem ſie ihn über den Fluß hinüberwarf:

„O höchſter Geiſt, du haſt Cakyane geſehen, triff' ihn mit dieſem Steine.“

Drüben angekommen, verwandelte ſich der Stein wieder, und Cakyane rief:

„Helele! du haſt mich ja prächtig über den Fluß geſetzt! Mich, den Cakyane-bo-Cololo, welchen du kennſt!“

Cakyane ging nun weiter, bis er an einer Hütte anlangte. Er ging hinein und traf daſelbſt ein altes Weib an. Dieſes redete er an mit den Worten:

„Mütterchen, komm; wir wollen einander kochen!“

Die Alte gab ihre Zuſtimmung. Hierauf ſagte er, ſobald man Hitze verſpüre, möge man rufen:

„Ich bin gar gekocht!“

Bei ihm ſolle begonnen werden. Die Alte war damit einverſtanden, und Cakyane wurde in den Keſſel geſetzt und gekocht.

Nach einer Weile rief er:

„So, genug jetzt! ich bin gekocht!“

Die Alte hob den Deckel weg, und Cakyane kam heraus. Dann ſtieg die Alte hinein. Nach einer Weile rief ſie:

„So, nun genug! Ich bin gekocht!“

Aber Cakyane entgegnete:

„Wie kannſt du, altes Weib, ſagen, daß du ſchon gekocht ſeiſt, da doch ich viel länger im Keſſel war als du! Ich bin noch jung, indes du alt biſt. Dein Fleiſch braucht ſchon etwas länger zu kochen!“

Sodann legte er neues Holz unter den Keſſel. Die Alte jammerte und rief immerfort:

„Ich bin geſotten, ich bin weich gekocht!“

Aber die Antwort war immer:

„Noch nicht genug; — nur Geduld!“

Cakyane mahlte nun Amabele (Kaffernhirſe) auf dem Steine, kochte davon einen Brei, nahm denſelben, als er fertig gekocht war, heraus und ſtellte ihn als Gericht für die Söhne des alten Weibes hin, welche noch kommen ſollten. Er ſelbſt aß hierauf, nahm den ledernen Rock

von der Alten, in den er ſich einhüllte, und ſtellte ſich, als er die Söhne kommen hörte, ſchlafend. Die Söhne, welche jetzt eintraten, hatten ein Reh bei ſich, das ſie auf der Jagd erlegt hatten. Cakyane tat, als ob er aufwache, und ſagte:

„Bravo, bravo, meine lieben Kindeskinder! Seht, dort habe ich euch ein Eſſen gerichtet! Laßt es euch ſchmecken; denn ihr ſcheint müde und hungrig zu ſein!“

Sie aßen alsdann.

Während des Eſſens ſagte der jüngere von den Söhnen:

„Schau' doch einmal dorthin; das ſcheint die Hand unſerer Großmutter zu ſein!“

Darauf entgegnete der ältere:

„Schweige; ſiehſt du denn nicht, daß die Alte am Sterben liegt!“

Cakyane aber erwiderte mit verſtellter Stimme:

„Hört, dieſen undankbaren Menſchen!“

Als ſie das vernommen, ſchwiegen beide, aßen und tranken, bis ſie ſatt waren. Da ſagte Cakyane:

„O Kinder meines Kindes, richtet mir doch das Reh ſchön zu, welches ihr mitgebracht habt!“

Während ſie dasſelbe zubereiteten, ging Cakyane hinaus, warf, als er eine Strecke entfernt war, den Rock auf die Erde und rief:

„Hurra, hurra, ihr habt ja eure Großmutter gegeſſen!“

Da ſprangen beide auf und ihm nach; aber auch Cakyane rannte, ſo gut er konnte, davon, und verwandelte ſich ſchließlich am Ufer des nächſten Fluſſes in einen Holzklotz. Die Söhne kamen dorthin und warfen den Klotz über den großen Fluß, indem ſie ſagten:

„O großer Geiſt, du kennſt Cakyane und weißt, wo

er ſich aufhält! Erſchlage ihn dort, wo du ihn ſiehſt, mit dieſem Klotze. Drüben verwandelte ſich Cakyane wieder und rief lachend den Söhnen zu:

„Ei, ihr Herren, ihr habt mich ja prächtig über den Fluß geſetzt!“

Sprach's und ging ſeines Weges weiter; — jene aber blieben ärgerlich auf der anderen Seite des Fluſſes zurück.

Cakyane traf im Weitergehen einen Greis, welcher Brot aß. Er nahm es ihm ab und lief davon. Der Alte lief ihm nach und rief:

„Lege mein Brot nieder, Cakyane!“

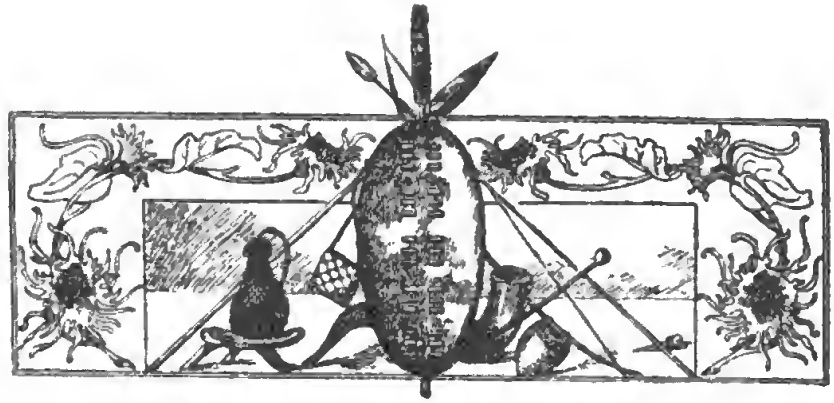
Der aber hörte nicht, ſondern lief weiter, bis er an einen hohlen Baum kam, in welchen er ſchnell hineinkroch. Gleich darauf kam der Alte auch an und ſteckte ſeine Hand in das Loch, den Böſewicht herauszuziehen. Als er ihn ſo gefaßt hatte, rief Cakyane:

„O Tor, du haſt ja die Wurzel des Baumes gefaßt.“

Da ließ der Alte ihn los und faßte die Wurzel des Baumes; Cakyane aber rief:

„Laß mich los, du bringſt mich ums Leben!“

Der Alte, hoch erfreut, bemühte ſich jetzt, den vermeintlichen Cakyane herauszuziehen. Dieſer jedoch aß währenddem das Brot, ſprang ſodann heraus und lief davon.



Der Wolkenſchmaus.

Eine Erzählung der Hottentotten.

Einſtmals, ſo erzählt man ſich, waren die Hyäne und der Schakal beiſammen, als eine große weiße Wolke am Himmel aufzog. Da ſtieg der Schakal hinauf zu ihr und aß davon, als ob es Fett wäre. Als er geſättigt war, rief er der Hyäne zu:

„Meine Schweſter Rechtauf, wenn ich dir von dem Schmauſe etwas laſſen ſoll, ſo mußt du mich jetzt hübſch auffangen.“

Die Hyäne fing den Schakal auf, folgte ſeinem Beiſpiel, ſtieg hinauf zu der weißen Wolke und aß von ihr. Als ſie ſatt war, ſprach ſie:

„Mein Bruder fange mich auf.“

„Gewiß! komm' nur, ich werde dich ſchon fangen,“ erwiderte der Schakal. Dabei hielt er die Hände auf, und die Hyäne ließ ſich von der Wolke hinab, indem ſie auf den Schakal zuſprang. Als ſie ganz nahe gekommen war, rief der Schakal, indem er wie vor Schmerz auf die Seite ſprang:

„Verzeih', verzeih' mir! ein Dorn hat mich geſtochen, o weh, o weh!"

Da ſtürzte die Hyäne zur Erde und verletzte ſich den Fuß.

„Seit jenem Tage," ſo ſagt man, „iſt der linke Hinterfuß der Hyäne kürzer als der rechte."

Warum der Schakal einen langen, ſchwarzen Streifen auf dem Rücken hat.

Hottentottenfabel.

Vor langen, langen Jahren kam die Sonne niemals auf die Erde. Das war gerade zu der Zeit, da die Menſchen alle im Umzuge waren und keiner Luſt und Zeit hatte, ſich um etwas anderes als ſeine eigenen Angelegenheiten zu kümmern. Wohl ſahen die Menſchen die Sonne am Wege ſitzen, aber ſie eilten achtlos an ihr vorüber. Der Schakal, der hinter dem Menſchen herkam und die Sonne auch ſitzen ſah, ging zu ihr und redete ſie an:

„Solch ein hübſches Kindlein laſſen die Menſchen unbeachtet zurück?“

Mit dieſen Worten hob er ſie auf und ſteckte ſie in ſein Fell, das er auf dem Rücken trug. Bald aber fühlte er einen brennenden Schmerz, fing an ſich zu ſchütteln und rief voller Schmerzen:

„Geh' hinunter, Sonne; du verbrennſt mir ja den Rücken!“

Aber die Sonne ſaß unverrückt feſt und brannte einen langen, ſchwarzen Streifen auf das Fell des Schakals.

Warum der Haſe flieht.

Fabel der Hauſſaneger.

Der Mond ſprach zum Haſen:

„Gehe zu den Menſchen und ſprich zu ihnen: Der Mond läßt euch ſagen, daß er ſtirbt und wieder lebendig wird, ſo wie ihr ihn jeden Morgen ſterben ſeht und jeden Abend ihn von neuem begrüßt! Auch ihr ſollt ſterben, um wieder von neuem zu leben.“

Nachdem er dieſe Worte vernommen hatte, trabte der Haſe davon und erreichte bald die Wohnſtätten der Menſchen.

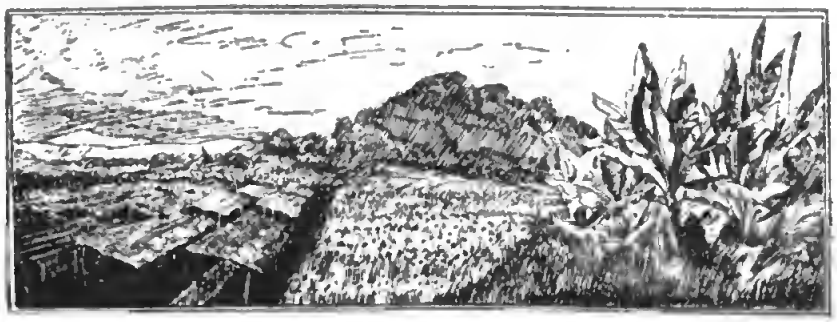
„Der Mond läßt euch ſagen,“ rief er ihnen zu, „daß er ſtirbt und wieder lebendig wird, ſo wie ihr ihn jeden Morgen ſterben ſeht und jeden Abend ihn von neuem begrüßt! Auch ihr ſollt ſterben!“

Danach eilte er zurück zum Monde, dem er wörtlich berichtete, was er den Menſchen geſagt hatte. Der Mond, als er hörte, daß der Haſe ſeine Botſchaft nur unvollkommen gegeben hatte, ward ſehr zornig, nahm eine Axt und wollte mit ihr den Kopf des Haſen ſpalten, traf aber nur ſeine Oberlippe, die noch heute das Zeichen des Streites zwiſchen Mond und Haſen trägt. Der Haſe, wütend gemacht durch den Schmerz, ſprang in das Geſicht des Mondes und kratzte es mit ſeinen ſcharfen Nägeln. Seitdem ſieht man ſchwarze Streifen in des Mondes Antlitz, die in Wirklichkeit nichts anderes ſind als die Schrammen, die der Haſe gekratzt hat. Entſetzt über ſeine eigene Kühnheit, floh der Haſe, ſobald er ſah, was er getan hatte, und durchläuft noch am heutigen Tage fliehend die Welt.

Warum der Feldhaſe keinen Schwanz hat.

Sage aus dem Namaqualand.

An dem Tage, da die Verteilung der Schwänze unter die Tiere ſtattfand, war der Himmel mit dicken, ſchweren Wolken behangen, und es drohte zu regnen. Der Feldhaſe, der von jeher den Regen ſehr fürchtete, wagte ſich nicht aus ſeiner Höhle hervor, ſondern bat die anderen Tiere, ihm doch ſeinen Schwanz mitzubringen. Sie verſprachen es zwar, aber in der Aufregung des Tages dachte hernach keines der Tiere an den armen Feldhaſen, der ſehnſüchtig ſeines Schwanzes harrte. Schön beſchwänzt liefen alle an der Höhle vorüber, wedelten vor Freude mit dem eben erhaltenen Geſchenk und hielten es kaum für nötig, ſich bei dem Haſen wegen ihrer Wortbrüchigkeit zu entſchuldigen. So iſt es gekommen, daß der Feldhaſe nie mit dem Schwanze wedeln kann.



Beſtrafter Undank.

Woloſſiſche Fabel aus Boilats Grammaire de la langue Wolosse.

Einſtmals war die Hyäne auf ihren nächtlichen Streifzügen in eine Grube gefallen. Schon in weiter Ferne konnte man ihr klägliches Geheul und ihre Angſtrufe hören. Ein Ochſe kam gemächlich des Weges gegangen, blieb ſtehen, horchte und ging den Tönen nach. Als er an die Grube kam, blickte er hinab und erkannte ſofort die Hyäne. Gutmütig, wie er und ſeinesgleichen iſt, hätte er ihr gern geholfen; aber er fürchtete die Hyäne; denn er kannte ihren hinterliſtigen Charakter. Seine Bedenken teilte er ihr denn auch ganz ehrlich mit. Die Hyäne bat aber weiter, der Ochſe ſolle ihr doch hilfreiche Hand leiſten, aus ihrer mißlichen Lage zu entkommen, und fügte hinzu, daß ſie gar nicht begreife, wie er denken könne, daß ſie ihrem Wohltäter etwas anderes als Gutes erweiſen würde! Ja ſolcher Verdacht kränkte ſie ſo ſchmerzlich, daß ſie in Tränen ausbrach. Der gute Ochſe ließ ſich denn auch wirklich erweichen, hielt der Hyäne ſeinen langen Schwanz hin und zog ſie an ihm heraus, indem ſie ſich feſtklammerte. Kaum aber ſah die Hyäne ſich außer Gefahr, als ſie ſich über ihren Retter herwarf, um ihn zu töten. Glücklicherweiſe kam gerade ein Elefant des Weges gelaufen. Der vernahm, wie der Ochſe mit

lauter Stimme der Hyäne ihre Undankbarkeit vorwarf. Schnell trat er hinzu, um Frieden zu ſtiften.

„Laßt mich hören," redete er die beiden Tiere an, „was der Grund eures Streites iſt; ich will ihn ſchlichten."

Der Ochſe berichtete, was vorgefallen war, und die Hyäne beſtätigte ſeine Ausſage.

„Der Fall iſt ſchwierig," ſagte der Elefant, nachdem er aufmerkſam zugehört hatte, „ſogar ſehr, ſehr ſchwierig! Um gerecht urteilen zu können, wäre es mir erwünſcht, daß ihr beide zurückkehrt an den Ort, wo ihr vor Beginn eures Streites wart. Du, Hyäne, ſpringe deshalb wieder in deine Grube."

Die Hyäne tat, wie ihr geheißen war; aber der Ochſe zog ſie nicht zum zweiten Male heraus, und der Elefant trollte vergnügt ſeines Weges weiter. So mußte die undankbare Hyäne elendiglich in der Grube verhungern.

Wie du mir, ſo ich dir.

Bullomfabel. Aus Grammar & Vocabulary of the Bullom language von Nylander (1814).

Der Affe und das Chamäleon machten einſt eine Fußtour miteinander. Sie fanden ein Gefäß voll köſtlichen Palmweins, und der Affe trank ein gut Teil davon; aber das Chamäleon wagte nicht, davon auch nur zu nippen. Als der Affe ſich ſatt getrunken hatte, ſetzten beide ihre Wanderung fort. Der Eigentümer des Weines kam bald darauf und fand den Krug zur Hälfte geleert. Empört, ſo beſtohlen zu ſein, ging er den friſchen Fußſpuren nach, um den Dieb zu ſtrafen. Bald hatte er die Reiſenden eingeholt und ſtellte ſie zur Rede; beide beteuerten indeſſen, nicht von dem Weine getrunken zu haben.

„Achte auf unſeren Gang," ſagte ſchließlich der Affe; „taumelt einer von uns, ſo ſtrafe den als den Dieb."

So ließ der Mann beide an ſich vorbeigehen. Der Affe ſchritt ganz gerade und ordentlich einher; aber das Chamäleon ſchwankte, wie es ſtets zu tun pflegt.

„Siehſt du nun, wer der Weintrinker war?" rief der boshafte Affe.

Da ergriff der Mann das Chamäleon, ſchlug es und ſagte dann:

„Nun geh', aber wiſſe, ich würde dich töten, wenn

ich nicht wüßte, daß ich damit dem braven Affen ein Leid täte!“

Darauf ſetzten der Affe und das Chamäleon ihre Reiſe fort. Bald kamen ſie an ein Feld, auf dem die Menſchen Vorbereitungen zum Abbrennen des Graſes getroffen hatten.

„Laß uns das Feld in Brand ſtecken,“ ſchlug das Chamäleon vor.

„O nein!“ wehrte der Affe.

Da nahm das Chamäleon einen Feuerbrand und ſchleuderte ihn mitten in das Gras hinein; indeſſen erloſch die Flamme bald. Die Menſchen, denen das Feld und das Gras gehörte, kamen alsbald herbeigelaufen und fragten das Chamäleon und den Affen, wer den Brand geworfen hatte. Beide beteuerten, ſie wüßten nichts davon.

„Schaut nach unſeren Händen,“ rief da das Chamäleon, „weſſen Hände von Rauch ſchwarz gefärbt ſind, der hat den Brand in das Feld geworfen.“

Als nun die Leute ſich die Hände der Reiſenden zeigen ließen, fanden ſie die des Chamäleons rein und roſig, während die des Affen ſchwarz waren, wie ſie es ſtets ſind.

„Wer, meint ihr nun,“ rief das Chamäleon ſchmunzelnd, „hat das Gras angezündet?“ Da ergriffen die Leute den Affen und ſchlugen ihn halbtot, ſo daß er bewußtlos im nahen Gehölz liegen blieb.

Haſe und Affe.

Woloſſenfabel aus Baron Rogers Recherches philosophiques sur la langue Ouvlosse. Paris 1829.

Der Affe warf dem Haſen vor, daß er die unangenehme Angewohnheit habe, ſich fortwährend umzuſehen. Darauf erwiderte der Haſe, das ewige Jucken und Kratzen des Affen ſei jedenfalls viel läſtiger für andere mit anzuſehen, und er könne nicht einſehen, was den Affen berechtige, ihm, dem Haſen Vorwürfe zu machen. Schließlich kamen beide überein, daß ſie einen ganzen Tag, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, nebeneinander ſitzen wollten, und der Affe ſollte ſich in der ganzen Zeit nicht kratzen, der Haſe ſich nicht umblicken. Der feſtgeſetzte Tag hatte kaum gegraut, als beide ſich an dem beſtimmten Platz einfanden. Regungslos hielt der Haſe ſeinen Blick auf die Erde geheftet; ruhig und unbeweglich ruhten die Hände des Affen in ſeinem Schoß. Stunde um Stunde verrann, und mit Überwindung nur war es beiden noch möglich ſtille zu ſitzen. Es wurde Mittag. Da ſagte der Affe, der es vor Pein kaum noch aushalten konnte:

„Als ich im Kriege war, trafen mich die Pfeile der Feinde hier und hier und hier und da und dort," und wohin er mit dem Finger wies, da kratzte er ſich ſchnell. Auch der Haſe konnte es ſchließlich nicht mehr über ſich gewinnen, ſeine Augen auf dem Boden ruhen zu laſſen, und ſo begann er eine Erzählung:

„Als ich im Kriege war," ſagte er, „verfolgten mich eines Tages die Feinde. Vor Entſetzen ſprang ich bald hierhin, bald dorthin, bald nach rechts, bald nach links." Mit Blitzesſchnelle folgten dabei ſeine Augen, die ſolange ſtarr vor ſich hingeblickt hatten, den Bewegungen ſeiner Glieder.

Vom Vogel, der Milch gab.

Kaffernſage, dem Jeſuitenpater Torrend nacherzählt.

Es ſagte einmal ein Mann zu ſeinem Weibe:

„Gehe zu hacken aufs Feld!“

Sie ging, hackte und kehrte dann nach Hauſe zurück. Darauf kam ein Vogel zu dem Platze, der umgehackt war, und ſang:

„Schieß empor, Gras, auf dieſem Felde!
Schieß empor, Gras, von dieſem Vogel!“

Und das Gras kam hervor; es war, als wäre kein Fleckchen auf dem Felde umgehackt worden.

Der Mann kam hin, ſah das Gras und fragte darauf ſein Weib:

„Wo haſt du gehackt?“

Das Weib wies auf den Flecken Land, auf dem es gearbeitet hatte und ſprach:

„Hier habe ich gehackt.“

Der Mann entgegnete:

„Du lügſt, du haſt nicht umgehackt!“ Und er ſchlug ſie mit dem Hackenſtiele, daß ſie weinte. Sodann rief er:

„Komm', wir wollen hacken!“

Sie hackten und hackten und gingen endlich nach Hauſe.

Digitized by Google

Wieder kam der Vogel und ſang:

„Schieß empor, Gras, auf dieſem Felde!
Schieß empor, Gras, von dieſem Vogel!“

Und ach! — es war, als wäre kein Fleckchen Land umgegraben worden.

Des anderen Morgens kamen der Mann und die Frau und ſahen nichts vom umgehackten Platze. Da ſagte das Weib:

„Wo iſt nun die Arbeit, die wir geſtern verrichtet haben?“

Der Mann verſetzte:

„O, ich weiß, wie das zugeht, Frau; begrabe mich jetzt im Boden und laß nur allein meine Hand herausragen.“

Das Weib tat es und ging heim. Der Vogel kam und pickte hier und dort herum, bis er auf die Hand des Mannes trat, der ihn nun feſthielt.

Der Vogel ſprach:

„Laß mich los; ich bin ein Vogel, der Milch gibt!“

Der Mann antwortete:

„So gib jetzt Milch, mein lieber Vogel, damit ich mich davon überzeugen kann!“

Und wirklich gab der Vogel ihm ſaure Milch auf die Hand.

Da nahm der Mann den Vogel mit ſich heim und gebot ſeinem Weibe, einen Milcheimer auszuwaſchen und den Vogel hineinzuſetzen. Nachdem die Frau getan hatte, was ihr Mann ihr befohlen, füllte der Vogel den Eimer mit Milch. Darüber waren der Mann und die Frau hocherfreut; denn ſie waren ſehr hungrig und hatten nun vollauf zu eſſen. Nachdem ſie geſättigt waren, gingen ſie aufs Feld, um zu arbeiten, und ließen ihre beiden Kinder

daheim. Das ältere der Kinder hieß Ngeneu, das jüngere Notuneu.

Ngeneu ſagte:

„Wir wollen zu anderen Kindern gehen und ihnen von dem Vogel erzählen!“

Notuneu erwiderte:

„Unſer Vater ſagte, er würde uns töten, wenn wir von dem Vogel zu anderen Kindern redeten.“

Darauf wurde Ngeneu zornig und rief:

„Schweig, du Lügnerin!“

Notuneu fürchtete ihren Bruder und gab deshalb ſchließlich ſeinem Drängen nach. Als Ngeneu nun den anderen Kindern von dem Vogel erzählt hatte, ſprachen dieſe:

„Wir wollen zu dem Vogel gehen!“

Als ſie hingekommen waren, nahmen ſie ihn aus dem Melkeimer, und Nguneu ſchrie laut:

„Seht dieſen Vogel an, der uns gehört!“

Da ſagte der Vogel:

„Wenn ich euch gehöre, ſo bringe mich in den Kraal hinein.“

Der Knabe nahm ihn alſo mit in den Kraal. Da verlangte der Vogel, auf den Zaun geſetzt zu werden. Als er aber dorthin gebracht war, flog er auf und davon. Notuneu weinte laut und rief:

„Siehſt du, nun wird unſer Vater uns töten! Sieh' nur, wie er davonfliegt.“

Die Kinder, die gekommen waren, den Vogel zu ſehen, liefen flugs fort und ließen ſich nicht mehr blicken.

Der Vogel ſang mit ſchallender Stimme im Fliegen:

„Ngeneu und Notuneu haben mich herausgelaſſen!“

Und dieſelben Worte ſang er noch, als er dicht bei dem

Vater der Kinder vorbeikam. Die Mutter hörte es und ſprach:

„Das iſt dein Vogel; er ſagt Ngeneu und Notuneu haben ihn herausgelaſſen.“

Der Mann aber entgegnete:

„Wie kannſt du nur ſo reden! Unſere Kinder würden nie wagen, ſo gegen meinen Befehl zu handeln.“

Darauf gingen ſie heim. Dort angelangt, ging die Frau ſofort zu dem Melkeimer, ſchaute hinein und fand richtig keinen Vogel darin. Der Mann rief ſofort nach den beiden Kindern, und fragte ſie nach dem Verbleib des Tieres. Notuneu ſprach:

„Ngeneu hat den Vogel fliegen laſſen.“

Da brachte der Vater einen Strick und ſchwor, er wolle die ungeratenen Kinder töten. Dieſe brachen in Weinen und Klagen aus, und auch ihre Mutter rang verzweifelt die Hände.

„Willſt du, Vater des Ngeneu und der Notuneu, wirklich um des Vogels willen deine Kinder töten?“ rief ſie.

Der Mann aber war nicht zu erweichen, ſondern drohte:

„Wenn du ſo weiter redeſt, werde ich dich mit ihnen töten!“

Da ſchwieg ſie ſtill und ſah, wie ihr Mann den Strick um den Hals ſeiner Kinder legte und ſie an dem Aſte eines Baumes aufhängte, der weit über einen tiefen Fluß hinüberragte. Der Strick zerriß jedoch, die Kinder fielen in das Waſſer und verſanken in der Tiefe, wo ſie in Flußgötter verwandelt wurden und dadurch die Gabe erhielten, den Fluß anſchwellen zu laſſen.

Einſt wurde das Land von einem benachbarten feindlichen Stamme überfallen. Die Weiber und Kinder des

Landes waren in großen Schrecken und ſuchten durch den Fluß zu entkommen. Als ſie aber den Fuß ins Waſſer geſetzt hatten, ſchwoll es plötzlich hoch an, und ſie konnten nicht weiter laufen. Da riefen ſie:

„Ageneu und Notuneu, laßt uns über das Waſſer, damit wir unſeren Feinden entrinnen!“

Das Waſſer ſchwand, und ſie ſtiegen in den Fluß hinein. Als aber, während ſie halbwegs hindurch waren, auch der Vater, welcher ſeine Kinder hatte töten wollen, in den Fluß gekommen war, füllten ſie denſelben wieder mit Waſſer an. Da riefen ihm die anderen Männer laut zu:

„Geh' du hinaus zur Strafe dafür, daß du deine Kinder morden wollteſt.“

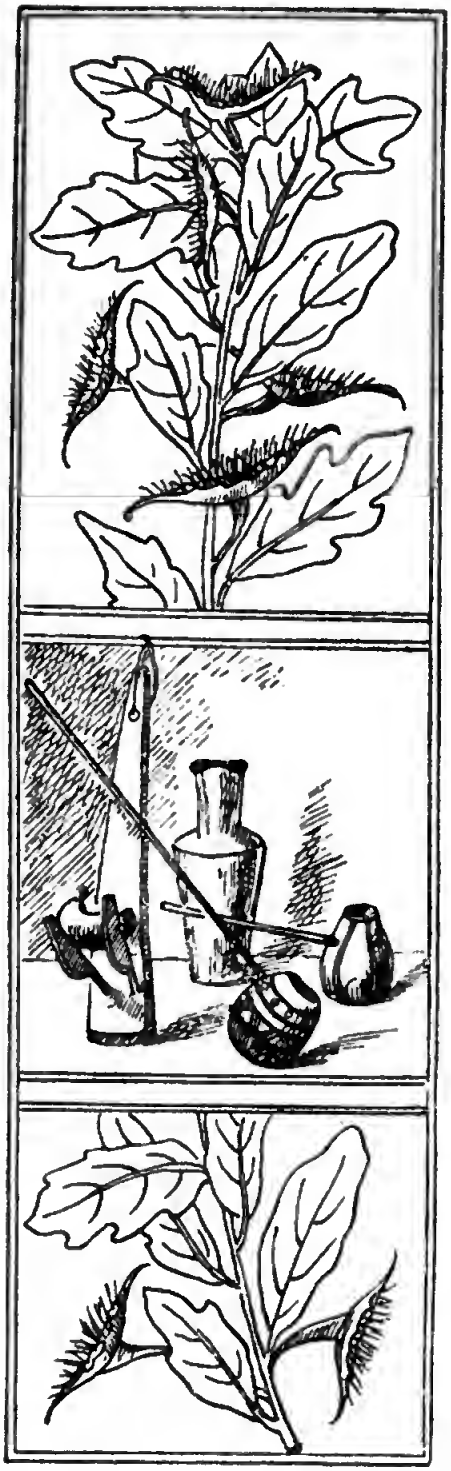
Er ging heraus, und alsbald trocknete der Fluß wieder aus. Die anderen Männer aber gingen ſodann durch den Fluß hindurch, während jener Mann allein zurückblieb. Als der Feind ganz nahe war, erhob auch er ſeine Stimme, indem er ſprach:

„Ageneu und Notuneu, macht mir doch auf!“

Die aber ſagten:

„Wie? Dir ſollten wir aufmachen, nachdem du uns aufgehenkt haſt!“

Da brach er in lautes Geſchrei aus, und der Feind kam und erſchlug ihn. So endete der Mann, welcher der Milch wegen ſeine Kinder zu ermorden geſucht hatte. Dieſe aber kamen aus dem Fluſſe heraus, um ihre Mutter aufzuſuchen. Nachdem ſie dieſelbe gefunden, blieben ſie bei ihr, behielten aber immer die Gabe, in die Flußtiefe zu gehen und das Waſſer an- und abſchwellen zu laſſen.



Die Geſchichte von den zwei Frauen.

Eine Kaffernerzählung.

Es war einmal ein Mann, der zwei Weiber hatte. Die eine Frau hatte keine Kinder, und ihr Mann liebte ſie darum weniger als die andere, welche ihm eine Tochter, die ſehr ſchwarz war, geſchenkt hatte, außerdem noch verſchiedene andere Kinder; aber die waren Krähen. Numbakatali, ſo hieß die Frau, welche keine Kinder hatte, war meiſt traurig und niedergeſchlagen; gar oft ging ſie allein auf das Feld und weinte von Herzensgrund. Einſtmals war ſie in ihrem Garten und beſtellte unter Tränen das Land, als zwei weiße Tauben ſich nahe bei ihr niederließen.

Die eine ſprach zur anderen:

„Frage doch dieſe Frau, warum ſie weint?“

Da fragte die Taube nach der Urſache ihres Kummers.

Sie erwiderte:

„Ich habe keine Kinder; deshalb liebt mich mein Mann weniger als die andere Frau, die eine Tochter hat und noch andere Kinder, die aber Krähen ſind; ſie kommen, lachen mich aus und eſſen mein Korn.“

Die Taube ſprach:

„Gehe heim, nimm zwei irdene Töpfe und bringe ſie hierher.“

Numbakatali ging und holte die Töpfe.

Darauf pickten die Tauben an den Knien der Frau, bis das Blut aus ihnen floß; dieſes fingen ſie in den Töpfen auf. Nachdem das Weib den Tauben Korn zum Freſſen gegeben hatte, flogen ſie davon und Numbakatali trug die Töpfe heim in ihre Hütte und verſteckte ſie ſorgſam in eine Ecke. Von nun an kamen die Tauben täglich, um ſich füttern zu laſſen, und ſagten der Frau jedesmal, ſie ſolle in die Töpfe gucken, um zu ſehen, was darin ſei. Schließlich, als ſie eines Tages wieder nachſah, fand ſie zwei Kinder, ein Mädchen und einen Knaben, und beide waren von wunderbarer Schönheit. Die Frau war hocherfreut; aber ſie erzählte niemandem von den Kindern. Als dieſe nun etwas herangewachſen waren, machte ſie ihnen einen hübſchen Platz in der Hütte zurecht; dort mußten ſie bleiben; denn ihre Mutter wollte ſie niemandem zeigen. Stets, wenn ſie ausging, befahl ſie ihnen, unter keiner Bedingung das Haus zu verlaſſen. So kam es, daß außer ihr und einer Dienſtmagd niemand von dem Vorhandenſein der Kinder etwas wußte; denn ihr Mann kam niemals zu ihr. Eines Tages jedoch, als die Kinder ziem-

lich herangewachſen waren und die Frau an den nahen Fluß gegangen war, ſprach der Knabe zu dem Mädchen:

„Komm', laß uns gehen und unſerer Mutter Waſſer tragen helfen."

Noch hatten ſie den Fluß nicht erreicht, als ihnen eine Geſellſchaft junger Männer begegnete. Unter ihnen war der Sohn eines mächtigen Häuptlings, der war in das Land gekommen, um ſich nach einem hübſchen Mädchen umzuſehen, das er zum Weibe nehmen würde. Der Name dieſes jungen Mannes war Breitbruſt; denn er war ſchön und kräftig gewachſen und hatte eine gewölbte breite Bruſt, die glänzendes Metall war. Die Männer blieben ſtehen, als ſie die Geſchwiſter kommen ſahen, und baten den Knaben um einen Trunk Waſſer; aber der Sohn des Häuptlings wollte nur aus des Mädchens Hand das Waſſer nehmen; denn ihre Schönheit hatte es ihm angetan; und als ſie fortging, paßte er wohl auf, um zu ſehen, in welche Hütte ſie gehen würde. Dann ging er heim zu ſeines Vaters Land, um ſich von ſeinem Viehherden die ſchönſten Tiere zu holen, die er dem Vater des Mädchens zur Morgengabe bot und ſprach:

„Gib mir deine Tochter zum Weibe; nimm für ſie dieſe Kühe und Ochſen, die ich von meinen Herden gewählt habe, und wenn du mehr haben willſt, ſo ſage es mir."

Darauf befahl der Mann ſeiner Tochter, die ſchwarz war wie Ebenholz, zu kommen, und gab ſie dem jungen Freier. Der jedoch ſagte:

„Dieſe iſt es nicht, von der ich ſprach; das Mädchen, welches ich ſah, war heller in der Haut und ſchöner als dieſe deine Tochter."

„Eine andere Tochter habe ich nicht," erwiderte der Mann; „denn meine übrigen Kinder ſind Krähen."

Da rief der Mann seine beiden Weiber und befragte sie vor dem Häuptlingssohne, ob sie etwas wüßten von einem wunderbar schönen Mädchen, welches von heller Hautfarbe sei. Die Frauen versicherten, ihnen sei nichts bekannt von einem solchen Mädchen. Aber die Dienstmagd ging hernach im geheimen zu Numbakatalis Manne und sagte ihm die Wahrheit. Gegen Abend ging er daher in die Hütte der Frau, um die er schon lange sich nicht mehr gekümmert hatte, und fand bei ihr die Geschwister, die seine Kinder waren. Am anderen Morgen ließ der Mann eine neue Matte vor die Tür der Hütte legen, gebot seinem Weibe, den Geschwistern und der Dienstmagd sich darauf niederzusetzen und rief den jungen Häuptlingssohn. Kaum sah dieser das Mädchen, so rief er aus:

„Diese ist es, die ich zur Frau begehre."

Darauf blieb er den Tag über dort; aber am Abend ging er wieder heim, holte noch mehr von dem Vieh seiner Herden und gab auch dies noch dem Vater des Mädchens, welches er sehr lieb hatte. Die Frau, deren Tochter so sehr dunkel war, sah, was vor sich ging und war sehr neidisch; denn sie wußte gar wohl, daß ihre Tochter nicht schön war, und daß kein Mann soviel Vieh für sie je zahlen würde als jetzt für das Kind Numbakatalis gegeben wurde. Da sie auf jeden Fall nicht zurückstehen wollte, so tat sie ihr möglichstes, ihre Tochter durch reiche Kleider zu verschönen, immer in der Hoffnung, daß der reiche Freier sie auch zum Weibe nehmen würde. Der Name dieses Mädchens war Malungulaza, d. h. Schwester der Krähen; des anderen Mädchens Name war Mbululukazi, weil sie stets ein Kleid trug, das aus dem weichen Fell des Mbulu gemacht war. Malungulazas Mutter bestürmte ihren Mann mit Bitten, er solle Mbululukazi doch ja nicht ihrem Freier zum Weibe geben, wenn er nicht

auch ihre Tochter heiraten wolle. So kam es, daß der junge Mann ſchließlich einwilligte und beide Schweſtern zu ſeinen Frauen machte. Ehe ſie das Land verließen, bekam jede von ihrem Vater einen Ochſen zum Geſchenk; Mbulukazi einen ſchönen, jungen und Malungulaza ein altes, ſchwaches Tier. So zogen beide denn mit ihrem Manne, und als ſie an ihrem neuen Wohnorte anlangten, gab ihr Mann jeder eine Hütte; Mulungulaza mußte aber mit einer zerbrochenen, alten vorlieb nehmen, während für Mbulukazi eine ſchöne, neue Hütte gebaut wurde. Malungulaza aber ergrimmte und wurde eiferſüchtig und neidiſch, ſo daß ſie ihrer Schweſter nach dem Leben trachtete. Lange ſann ſie darüber nach, wie ſie es wohl am klügſten anfangen könne, Mbulukazi zu töten, ohne daß der Verdacht auf ſie fallen könne. Endlich hatte ſie einen Plan ſich zurechtgelegt. Sie ſprach eines Tages zu ihrer Schweſter:

„Ich habe gehört, unſer Vater ſei ſehr krank und man glaube, er werde ſterben. Es iſt daher nur richtig von uns, zu gehen und ihn noch einmal vor ſeinem Ende zu ſehen.“

„Laß uns gehen,“ ſprach Mbulukazi, und beide machten ſich auf den Weg. Ihr Pfad führte ſie an einem ſteilen Abhang entlang, an deſſen Fuß ein tiefer See war. Malungulaza legte ſich dicht an den Rand des Felſens und gab vor, ſie ſehe etwas ganz Außergewöhnliches in der Tiefe, das ſie ihrer Schweſter zeigen müſſe. Kaum aber hatte dieſe ſich niedergelegt, als Malungulaza ſchnell aufſprang und ſie mit geſchicktem Stoß in die Tiefe ſtieß. Dann kehrte das böſe Weib heim zu ihrem Manne und erzählte ihm, Mbulukazi ſei noch bei ihrem Vater geblieben.

Am folgenden Tage lief der Ochſe der Ermordeten

laut blökend durch das ganze Dorf, blieb ſchließlich vor der Hütte Malungulazas ſtehen und ſtieß mit ſeinen Hörnern ſo lange an dem alten, zerbröckelten Bauwerk, bis es einfiel. Das wunderbare Gebaren des Tieres erregte die Aufmerkſamkeit der Leute, und ſie ſprachen untereinander:

„Was will der Ochſe uns ſagen? So wild hat er ſich noch nie gebärdet!“

Als das Vieh nun ſpornſtreichs zu dem See bei dem Felſen lief, gingen die Männer des Dorfes ihm nach und ſahen, wie der Ochſe ſchnüffelnd an dem Ufer entlang ging und ſchließlich in das Waſſer ſprang, untertauchte und gleich darauf mit dem lebloſen Körper Mbulukazis wieder zum Vorſchein kam. Sanft legte er ſie auf weiches Gras und leckte ſie ſo lange am Geſicht und am Körper, bis ſie zu neuem Leben erwachte. Sobald ſie kräftig genug war, erzählte ſie, was ſich begeben hatte.

Als Breitbruſt erfuhr, wie ſchändlich Malungulaza an Mbulukazi gehandelt hatte, ward er ſehr zornig und verließ das böſe Weib.

„Denn,“ ſprach er, „ich habe dich gar nicht zum Weibe begehrt; nur weil deine Mutter darauf beſtand, daß ich dich heiraten ſolle, habe ich es getan. Nun aber kehre zurück zu deines Vaters Kraal!“

Da zog Malungulaza beſchämt von dannen; aber Mbulukazi blieb bis an ihr Lebensende die Hauptfrau ihres Mannes Breitbruſt.

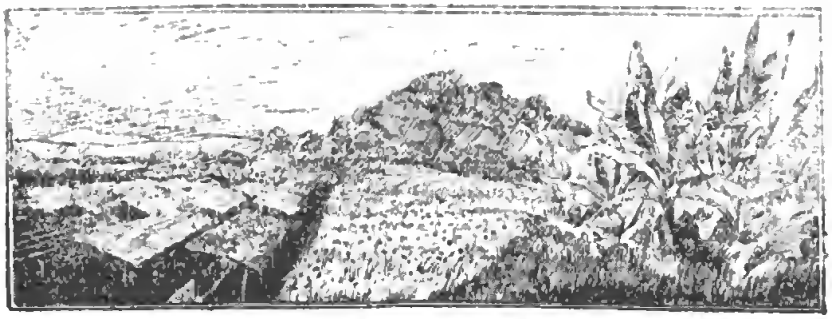
Der ſtolze Schmetterling.

Aus Boilats Grammaire de la langue Wolosse. Paris 1858.

Ein wunderſchöner Schmetterling umflatterte eine duftende Blume. Da bemerkte er eine häßliche Raupe, die im Staube dahinkroch. Verächtlich rief der Schmetterling ihr zu:

„Wie darfſt du es wagen, dich in meiner Nähe ſehen zu laſſen? Fort mit dir; ſieh', ich bin ſchön und ſtrahlend wie die Sonne, und meine Schwingen tragen mich hoch in die Lüfte, während du auf der Erde herumkriechſt. Fort mit dir, wir haben nichts miteinander zu ſchaffen!"

„Dein Stolz, du bunter Schmetterling, ſteht dir ſchlecht an," erwiderte die Raupe ruhig. „All deine Farbenpracht gibt dir nicht das Recht, mich zu verachten. Wir ſind und bleiben Verwandte; daher ſchmähſt du dich ſelber, wenn du mich ſchmähſt. Biſt du nicht früher auch eine Raupe geweſen? Und werden nicht deine Kinder Raupen ſein wie du und ich?"



Der Storch und die Kröten.

Bornuſche Fabel aus „African Native Litterature.“ London 1854.

Einſt legte eine Störchin ihre Eier in einen hohlen Baum und brütete ſie aus. Als die jungen Störche ausgekrochen waren und nach Nahrung ſchrieen, hatte Frau Storch nichts, um ihren Hunger zu ſtillen. Endlich entſchloß ſie ſich auf Anraten einer Freundin, einen Verſuch zu machen, die Kröten im nahen Sumpfe zu überliſten. Leiſe legte ſie ſich vor Tagesanbruch im Sumpfe nieder ſtreckte die Beine von ſich, ließ die Flügel ſchlaff herabhängen, öffnete den Schnabel und ſchloß die Augen, — ganz, als ob ſie tot wäre. Der Tag graute; da hob eine Kröte den Kopf aus dem Waſſer hervor und ſchaute ſich um. Schnell tauchte ſie wieder unter und rief allen anderen Kröten zu:

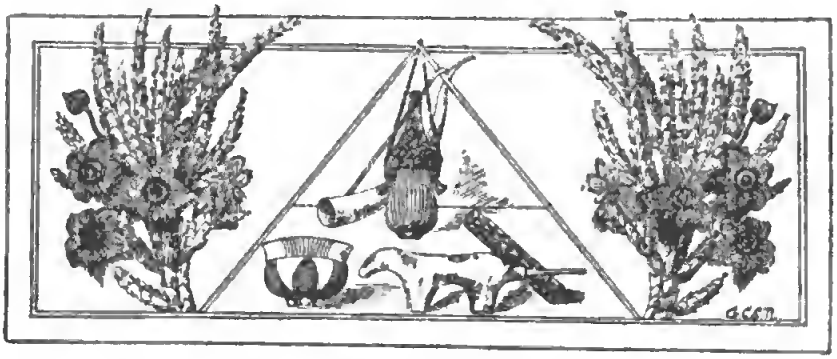
„Kommt herbei! Vor unſerer Haustür liegt ein toter Körper.“

Eine Kröte nach der anderen hob nun den Kopf aus dem Waſſer und guckte den Storch an. Dann hielt man Kriegsrat, und auf Anraten ihrer weiſen Männer ſtiegen die Kröten ans Land und begannen, den Storch fortzuſchleppen. Dabei ſangen ſie:

„Schlepp' ihn fort und laß ihn liegen,
Schlepp' ihn fort und laß ihn liegen!“

Der Storch ließ alles ruhig mit ſich geſchehen. Als die Kröten ihn eine ziemliche Strecke fortgeſchleppt hatten, ließen ſie den Körper liegen und machten ſich auf den Heimweg. Da aber ſprang der Storch mit Blitzesſchnelle auf und eilte ihnen nach. Bald hatte er eine eingeholt und verſchluckt, und wenn die anderen auch davoneilten, ſo ſchnell ſie nur konnten, holte der Storch doch eine nach der anderen ein und ſteckte ſie in ſeinen Sack, den er unter ſeinen Flügeln verſteckt bei ſich trug. Dann eilte er nach Hauſe, vergnügt, Nahrung für ſeine hungrigen Kinder gefunden zu haben.

Seit der Zeit wurden die Kröten plötzlich ſtill, wenn jemand ſich dem Sumpfe nähert, darinnen ſie ſind; denn ſie ſind bange, der Storch komme wieder.



Eine Geſchichte der Neger von Damaraland.

Es war einmal ein Kind, welches eine Eingui (Art Frucht) hatte. Es zeigte dieſelbe ſeiner Mutter und ſprach:

„Mutter, warum ſagſt du mir nicht, daß ich dir dieſe Frucht geben ſoll? Glaubſt du, ich würde ſie dir nicht laſſen?“

Die Frau ſprach:

„Mein Kind, gib mir die Frucht,“ worauf ihr das Kind die Eingui gab und davonlief, indeſſen die Mutter ſie verzehrte. Als das Kind aber wiederkam, ſprach es:

„Mutter, gib mir meine Frucht.“

Die Frau entgegnete:

„Die Eingui habe ich mir wohl ſchmecken laſſen.“

Da weinte das Kind und ſprach:

„Warum haſt du die Eingui gegeſſen, die ich von unſerem Baume gepflückt habe? Es war meine Eingui!“

Um es zu tröſten, gab die Mutter ihm eine Nadel; mit der lief das Mädchen zu ſeinem Vater. Der war gerade bei der Arbeit, aus Gras und Binſen Streifen zu flechten, wie die Damaramänner ſie um ihre Hüften ſich ſchlingen, und zum Flechten brauchte er ſpitze Dornen Das Kind ſprach:

„Vater, warum läßt du dir nicht vor mir dieſe Nadel geben, ſtatt mit Dornen zu flechten?"

„Mein Kind, gib mir doch die Nadel," ſprach darauf der Vater. Das Mädchen gab ſie ihm und lief davon. Als der Mann mit der Nadel nähte, brach ſie entzwei. Als nun das Kind zurückkam, um ſie wiederzufordern, ſprach er:

„Sie iſt zerbrochen!"

Da weinte das Kind und ſagte:

„Vater, warum haſt du die Nadel zerbrochen, die meine Mutter mir gab, die meine Eingui gegeſſen hat, die ich mir von unſerem Baum gepflückt habe?"

Zum Troſt für die zerbrochene Nadel gab der Mann ſeinem Kinde eine Axt, mit der lief es auf das Feld und traf dort Buben an, die das Vieh hüteten. Die Knaben waren dabei, Honig aus den Bäumen zu nehmen, und da ſie nicht hoch genug reichen konnten, ſägten ſie den Baum um mit einem Steine. Da ſprach das Kind:

„Warum bittet ihr mich nicht um meine Axt? Glaubt ihr etwa, ich würde ſie euch nicht geben?"

„Gib uns deine Axt!" baten da die Knaben.

Das Mädchen gab ſie ihnen und lief fort. Als es aber zurückkam und die Axt forderte, fand es, daß ſie in Stücken war.

Da fing das Mädchen an bitterlich zu weinen und klagte:

„Warum habt ihr meine Axt zerbrochen, die mein Vater mir gab, der meine Nadel zerbrach, die ich von meiner Mutter hatte, die meine Eingui gegeſſen hat, die ich von unſerem Baume für mich gepflückt hatte."

Um das Mädchen zu tröſten, gaben die Knaben ihm von ihrem Honig, mit dem lief es eilends weiter und traf

bald ein kleines, altes Weib, das ſaß auf einem Stein und aß Inſekten:

„Warum bitteſt du mich nicht um meinen Honig?“ fragte das Kind. „Glaubſt du, ich würde ihn dir nicht geben?“

„So gib ihn mir!“ ſprach das Weib.

Das Kind tat es und lief davon; bald aber kam es wieder und wollte den Honig zurückhaben; jedoch hatte die alte Frau ihn verzehrt. Da fing das Mädchen wieder an zu klagen und ſprach:

„Warum haſt du meinen Honig gegeſſen, den die Knaben mir gegeben haben, die meine Axt zerbrachen, die ich von meinem Vater hatte, der meine Nadel zerbrach, die meine Mutter mir gab, die meine Eingui gegeſſen hat, die ich von unſerem Baume für mich pflückte?“ Das alte Weib gab dem Kinde etwas Negerkorn, das nahm es und lief hin zu den Pfauen, die den Boden ſcharrten und nach Nahrung ſuchten. Die Pfauen aßen alles auf, und als das Kind wiederkam und das Korn zurückhaben wollte, war nichts übrig geblieben. Da klagte das Kind:

„Ihr Pfauen, warum habt ihr mein Negerkorn gegeſſen, das mir das alte Weib gab, welches meinen Honig verzehrt hat, den ich von den Knaben bekommen habe, die meine Axt zerbrochen haben, die mein Vater mir gab, der meine Nadel zerbrach, die ich von meiner Mutter hatte, die meine Eingui gegeſſen hat, die ich von unſerem Baume für mich gepflückt hatte?“

Als die Pfauen das Mädchen ſo klagen hörten, flogen ſie in die Luft und warfen ihm ſchöne, bunte Federn zu; die nahm es und zeigte ſie den Schafhirten, welche gerade ihren Schafen Wolle ausrupften, um ſie für ihre Bogen und Pfeile zu brauchen.

„Warum bittet ihr mich nicht um dieſe Federn?“ fragte das Kind dann, „ſie ſind beſſer für eure Bogen als die Wolle. Oder glaubt ihr, ich würde ſie euch nicht geben?“

„Gib ſie uns denn doch!“ baten die Hirten.

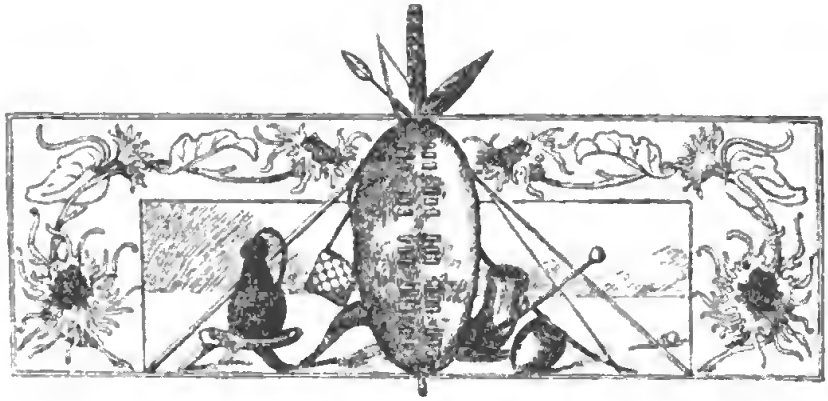
Das Mädchen gab ſie ihnen und lief davon. Als es kam, um die Federn zurückzufordern, waren ſie alle zerbrochen.

„Warum,“ ſchluchzte da das Kind, „habt ihr meine Federn zerbrochen, die ich von den Pfauen bekommen hatte, die mein Negerkorn verzehrt hatten, das ich von dem alten Weibe erhalten hatte, das meinen Honig aß, den mir die Knaben gegeben hatten, die meine Axt zerbrachen, die ein Geſchenk war von meinem Vater, der meine Nadel zerbrochen hat, die mir meine Mutter gegeben hat, die meine Eingui gegeſſen hat, die ich für mich von unſerem Baume gepflückt habe?“

Da gaben die Schafhirten dem Kinde ſüße Milch. Weiter lief es ſeines Weges und traf einen Hund, der an einem Knochen nagte; dem ſtellte es die Milch hin und ging fort. Als es wiederkam, hatte der Hund jedes Tröpfchen der Milch getrunken. Da wurde das Kind ſehr böſe, ſchalt den Hund und wollte ihn ſchlagen. Doch der kletterte eilends auf einen Baum, und das Mädchen folgte ihm. Als es oben war, ſprang der Hund hinab; doch das Kind wagte nicht zu ſpringen, denn der Baum war ſehr hoch. Da rief das Mädchen:

„Mein Hund, ſo hilf mir doch!“ Doch der Hund antwortete:

„Was verfolgſt du mich?“ und lief davon.



Eine Erzählung aus Madagaskar.

Einſtmals ging Ikotafetſy in den Wald, um dort Laingo zu graben. Als er mit ſeiner Arbeit fertig war, brachte er die Frucht der ſchönen Rafotſibe, die ſie in eine Schale legte. Darauf ging Ikotafetſy davon, kehrte aber bald wieder in das Haus zurück und fragte:

„Wo iſt meine Laingo?“

„Ich habe ſie für meine Zähne verbraucht,“ erwiderte Rafotſibe.

Ikotafetſy wurde darauf ſehr böſe und ſchalt die ſchöne Rafotſibe; dieſe aber ſagte:

„So werde ich dir eine kleine Nadel für deine Laingo geben.“

Der Knabe war deſſen zufrieden, nahm die Nadel und ging mit ihr zu einem Fiſcher, dem er ſie zeigte.

„Laß uns tauſchen!“ ſprach dieſer. „Wenn du mir die Nadel gibſt, ſo werde ich dir einen Fiſch geben.“

„Wirſt du mir den Fiſch auch wirklich geben?“ fragte der Knabe.

„Ganz beſtimmt.“

Da tauſchten ſie, und Ikotafetſy nahm den Fiſch zu

einem Holzfäller, der ihm eine Axt dafür bot. Wiederum wurde der Knabe handelseinig mit dem Manne, nahm die Axt und zeigte ſie einem Totengräber. Der ſprach:

„Gib ſie mir; damit ich mit ihr Vieh töten kann zum Schlachten.“

Ikotafetſy willigte ein.

„Doch,“ ſagte er, „ich kann nicht zugeben, daß du bei deiner Arbeit meine Axt zerbrichſt; es iſt die einzige, die ich habe.“

„Wie werde ich ſie zerbrechen!“ rief der Totengräber und begab ſich an die Arbeit; indeſſen nach wenigen Minuten ſchon war die Axt entzwei.

Da ſprach Ikotafetſy:

„Du haſt meine Axt zerbrochen, und iſt es nur gerecht, wenn ich das geſchlachtete Vieh behalte.“

Da gab der Totengräber ihm, was er haben wollte. Das Fleiſch brachte der Knabe einem alten Manne, der ihm dafür eine Trommel gab. Mit der Trommel lief Ikotafetſy nach dem Markt, und auf dem ganzen Wege trommelte er fortwährend, ſo daß die Leute ſtehen blieben und zueinander ſagten:

„Seht, ſeht, was für eine ſchöne Trommel Ikotafetſy hat!“ Und einer nach dem anderen nahm die Trommel und trommelte. Schließlich ging ſie entzwei.

Ikotafetſy aber wurde ſehr böſe und rief:

„Als ich mir Laingo im Walde gegraben hatte, nahm Rafotſibe es und gab mir dafür eine Nadel, die gab ich dem Fiſcher für einen Fiſch, den der Holzfäller mir für eine Axt eintauſchte, die der Totengräber zerbrach, der mir für ſie Fleiſch gab; das Fleiſch gab ich dem alten Manne, von dem ich dieſe Trommel bekam. Nun ihr mir

dieſe zerbrochen habt, ſeid ihr alle meine Sklaven und müßt mir gehorchen.“

Da gingen die Leute zu ihrem König und baten ihn, daß er ſie ſchütze. Doch der König ſagte:

„Wenn ihr ihm ſein Eigentum zerſtört habt, ſo kann ich euch weder helfen, noch euch ſchützen. Ihr ſeid ſein.“

Eine Geſchichte von der Sierra Leonaküſte.

Es war einmal ein Kind, welches nahe bei einem Waſſerfall eine Vogelfalle aufſtellte. In ihr fing ſich ein Vogel, den das Kind mit ſich in die Hütte ſeiner Mutter nahm. Es bat:

„Brate mir doch den Vogel, den ich am Waſſerfall gefangen habe, liebe Mutter!“

„Ich will es wohl tun,“ entgegnete dieſe, „wenn du inzwiſchen ſchnell auf das Feld läufſt, auf dem meine Hühner ſind, und die Raubvögel dort vertreibſt.“

Während nun das Kind auf dem Felde war, rupfte und briet die Frau den Vogel und aß ihn ſchließlich ſelber auf. Als das Kind wieder nach Hauſe zurückkam, fragte es nach dem Vogel.

„Den habe ich gegeſſen,“ ſagte die Mutter.

Da weinte das Kind und rief:

„Wie konnteſt du meinen Vogel eſſen, den ich bei dem Waſſerfalle fing?“

Als es fortfuhr zu klagen und ſich gar nicht beruhigen wollte, gab die Frau ihm friſchen jungen Mais zur Entſchädigung. Den Mais nahm das Kind, legte ihn auf einen Baumſtumpf und ging davon. Da kamen weiße Ameiſen, die fraßen alles auf. Als das Kind zurückkam und den Mais eſſen wollte, war kein Korn davon mehr zu finden.

„Weiße Ameiſen," rief es, „warum habt ihr meinen Mais gefreſſen, den ich auf dieſen Baumſtumpf gelegt hatte? Meine Mutter hatte ihn mir gegeben, weil ſie den Vogel gebraten und gegeſſen hat, den ich nahe bei dem Waſſerfall an unſerer Hütte gefangen hatte."

Alsbald machten die weißen Ameiſen eine irdene Schale für das Kind und gaben ihm die für den Mais. Mit der Schale ging es zum Bach, um Waſſer zu ſchöpfen; aber das ſchnellfließende Waſſer zerbrach die Schale.

„Bach!" rief das Kind, „was zerbrichſt du meine Schale, die ich von den Ameiſen hatte, die meinen Mais gefreſſen haben, den ich auf den Baumſtumpf gelegt hatte? Den Mais hatte meine Mutter mir gegeben, weil ſie den Vogel gebraten und gegeſſen hat, den ich in meiner Falle gefangen hatte nahe dem Waſſerfall bei unſer Hütte."

Als das Kind ſo klagte, gab der Bach ihm einen Fiſch. Kaum aber hielt das Kind ihn in der Hand, als ein Habicht aus der Luft herabſchoß und ihn in ſeinen Krallen davontrug.

„Habicht, Habicht," rief das erſchrockene Kind, „was nimmſt du meinen Fiſch, den der Bach mir gab, weil er meine Schale zerbrochen hat, die mir die weißen Ameiſen gegeben hatten? Die Ameiſen hatten meinen Mais gefreſſen, den ich auf den Baumſtumpf gelegt hatte; den Mais gab mir meine Mutter, nachdem ſie meinen Vogel gebraten und gegeſſen hatte, den ich in meiner Falle fing nahe dem Waſſerfalle bei unſerer Hütte."

Da warf der Habicht dem Kinde eine Feder zu, die aber trug ſofort der Wind davon.

„Wind, gib mir meine Feder zurück!" rief das Kind; „denn der Habicht, der meinen Fiſch genommen hat, gab ſie mir. Den Fiſch hatte der Bach mir gegeben, der

meine Schale zerbrochen hat, die die weißen Ameiſen mir geſchenkt haben, nachdem ſie den Mais gefreſſen hatten, den ich auf den Baumſtumpf legte, nachdem meine Mutter ihn mir gegeben hatte, weil ſie den Vogel gegeſſen hat, den ich in meiner Falle fing nahe dem Waſſerfall bei unſerer Hütte.“

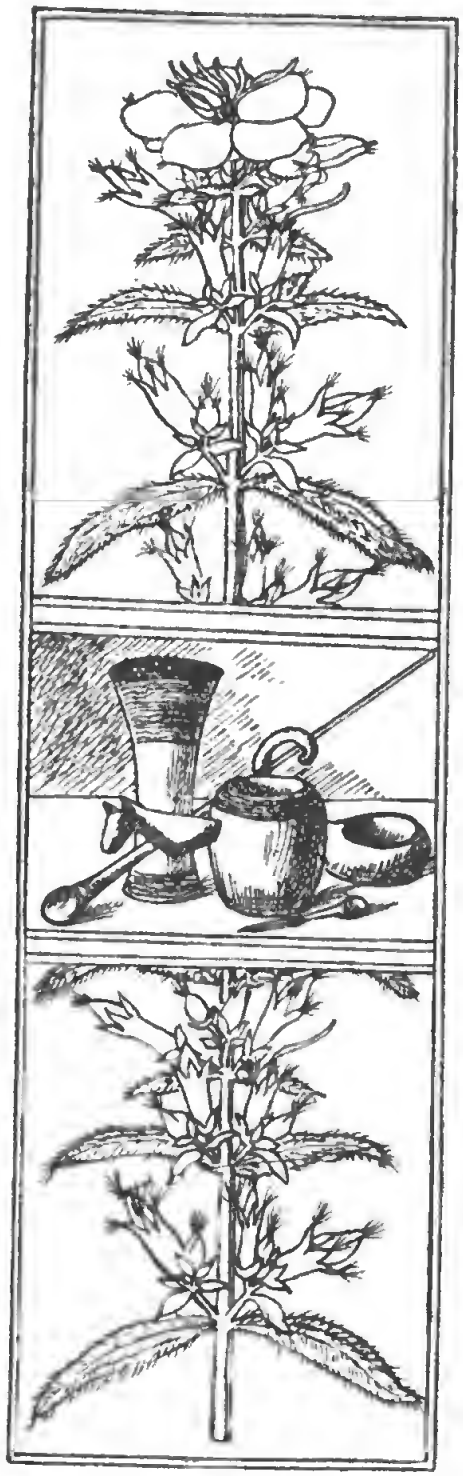
Der Wind trug dem Kinde eine Menge Bohnen zu, die es eilig aufſammelte und damit heimgehen wollte. Doch ein Affe kam des Weges, der dachte bei ſich: „Bohnen ſind ein ſchöner Schmaus!“ trat hinzu, nahm ſie und fraß ſie auf.

Da rief das Kind weinend:

„Affe, du böſer, du haſt meine Bohnen mir genommen, die der Wind mir gegeben hatte, weil er die Federn fortgetragen hat, die ein Geſchenk des Habichts waren, der meinen Fiſch fortnahm, den der Bach mir gab, nachdem er meine Schale zerbrochen hatte, die die Ameiſen für mich gearbeitet hatten, weil ſie den Mais, den ich auf einen Baumſtumpf gelegt hatte, gefreſſen haben. Den Mais hat meine Mutter mir gegeben; denn ſie hat den Vogel gebraten und gegeſſen, den ich für mich in meiner Falle gefangen hatte nahe dem Waſſerfall bei unſerer Hütte. Affe, was wirſt du mir für meine Bohnen geben?“

„Ich kann dir nichts geben,“ antwortete dieſer; „denn ich habe nichts!“

Da ergriff das Kind den Affen, knebelte ihn und trug ihn ſo in die Stadt.



Eine Geſchichte der Zulus.

Uxlakanyana ging einſtmals zu einer Hochzeit. Nachdem er dort den Tänzen der Mädchen zugeſehen und ſich an Mſhvala gütlich getan hatte, ging er heim. Auf dem Wege kam er an einem Hügel vorbei, auf welchem die köſtliche Wurzel Umdiandiane zu finden war; die grub er aus, um ſie hernach zu verzehren. Daheim angelangt, gab er ſie ſeiner Mutter mit den Worten:

„Mutter indeſſen ich gehe, um unſere Kuh zu melken, koche du mir dieſe Umdiandiane, die ich auf dem Hügel gegraben habe.“

Dann nahm er den Melkeimer und ging davon. Die Mutter machte ſich ſofort daran, die Wurzel zu kochen, und

als ſie gar war und lieblich duftete, ſprach ſie zu ſich ſelber:

„Ich muß doch ſehen, wie das Gericht ſchmeckt.“ Damit fing ſie an, davon zu eſſen, und aß, bis nichts übrig geblieben war. Als Uxlakanyana heimkam, forderte er die Wurzel. Seine Mutter ſprach:

„Ich habe ſie gegeſſen, mein Sohn.“

Er aber beſtand dennoch darauf:

„Ich will meine Umdiandiane haben; denn ich habe ſie für mich ausgegraben, nachdem ich von dem Hochzeitstanze kam.“

Um ihn zu beſchwichtigen, gab ſeine Mutter ihm einen Milcheimer, den nahm er und lief damit fort. Nicht weit fort traf er Hirtenknaben an, die ihre Kühe melkten. Da ſie nichts anderes hatten, ſo brauchten ſie für die Milch zerbrochene Gefäße. Uxlakanyana gab ihnen ſeinen Eimer und ſprach:

„Laßt mich hernach etwas von eurer Milch haben.“

Die Knaben nahmen den Eimer und melkten nun in ihn. Als die Reihe an den letzten zum Melken kam, ſtieß der aus Verſehen den Eimer um, ſo daß er zerbrach und alle Milch auf die Erde floß, die ſie gierig verſchlang.

Uxlakanyana rief:

„Was habt ihr meinen Eimer zerbrochen, den meine Mutter mir gab, die meine Umdiandiane gegeſſen hat, die ich mir gegraben hatte, als ich von der Hochzeit heimging?“

Der Hirtenknabe, der den Eimer umgeworfen und zerbrochen hatte, trat an Uxlakanyana heran, gab ihm ſeinen Aſſegai und ſprach:

„Hier, nimm dieſen Aſſegai für deinen Eimer.“

Uxlakanyana nahm den Speer und ging davon. Als er an einem Zuckerrohrfelde vorbeikam, ſah er dort Knaben,

die ſich die Leber eines Ochſen gebraten hatten und ſie nun teilten; da ſie aber kein Meſſer hatten, nahmen ſie die harte Rinde des Rohres und ſchnitten das Fleiſch damit.

„Nehmt meinen Aſſegai zum Schneiden,“ ſprach Uxlakanyana, „gebt mir aber auch etwas von der Leber!“

Die Knaben teilten mit dem Aſſegai die Leber; aber der letzte zerbrach die Waffe. Da wurde Uxlakanyana ſehr böſe, ſchalt den ungeſchickten Knaben und ſprach:

„Warum zerbrichſt du meinen Aſſegai, den mir der Hirte gab, der meinen Melkeimer umſtieß, daß er in Stücke ging und die Milch ausfloß? Den Eimer hatte mir meine Mutter gegeben, weil ſie die Umdiandiane geſeſſen hat, die ich für mich ausgegraben hatte, als ich nach der Hochzeit an dem Hügel vorbeikam.

Als Uxlakanyana ſchalt und ſchalt und ſich gar nicht beruhigen wollte, gaben die Knaben ihm eine Axt für den Aſſegai. Mit der Axt ging er ſeiner Wege und traf alsbald einige Weiber, welche Holz zum Feuern holten.

„Womit ſchneidet ihr denn das Holz?“ fragte Uxlakanyana.

„Wir ſchneiden es nicht,“ war die Antwort, „wir brechen es; denn wir haben weder eine Axt noch ein Meſſer.“

„So nehmt dieſe Axt, ſchneidet euer Holz mit ihr und gebt ſie mir dann wieder!“

Die Weiber gebrauchten die Axt, eins nach dem anderen, und als das letzte ſie zur Hand nahm, zerbrach ſie.

„Ihr habt meine Axt zerbrochen,“ ſchalt da Uxlakanyana; „warum habt ihr das getan? Die Axt haben mir die Knaben für meinen Aſſegai gegeben, den ſie zer-

brochen haben, als ſie Leber mit ihm ſchnitten. Den Aſſegai hatte ich von den Hirten bekommen, die meinen Melkeimer umwarfen, daß die Milch ausfloß und er zerbrach. Meine Mutter hatte ihn mir gegeben, weil ſie meine Umdiandiane gegeſſen hat, die ich mir gegraben hatte, als ich nach der Hochzeit an dem Hügel vorbeikam!"

Als ſie ihn ſo klagen hörten, gaben die Weiber ihm ein buntes Lendentuch, das war aus allerlei Gras geflochten. Uxlakanyana lief damit weiter und traf auf zwei junge Männer, die ſchliefen im Walde und waren nackend. Er weckte ſie und fragte:

„Freunde, habt ihr keine Kleidung?"

Sie antworteten:

„Nein."

„So nehmt dieſes," ſprach er und gab ihnen ſein Tuch.

Sie nahmen es und wickelten ſich darein. Doch da es klein war und jeder von ihnen ſich damit bedecken wollte, zerrten und riſſen ſie daran, bis es in Stücke ging.

„Was habt ihr getan," rief Uxlakanyana, „ihr Böſen? Ihr habt mein Tuch zerriſſen, das ich von den Weibern bekommen hatte, die beim Holzfällen meine Axt zerbrochen, welche die Knaben mir gegeben hatten, weil ſie meinen Aſſegai zerbrochen haben, den ich von den Hirten bekommen hatte, die meinen Eimer umwarfen, den meine Mutter mir gegeben hat, weil ſie die Umdiandiane aufgegeſſen hat, die ich für mich gegraben habe bei dem Hügel, an dem ich nach der Hochzeit vorbeikam."

Die Männer, welche das Tuch zerriſſen hatten, gaben Uxlakanyana einen Schild, der war aus Ochſenhaut gefertigt. Mit dieſem Schilde ſchritt er weiter und begegnete

zwei Männern, welche einen Leoparden bekämpften. Da ſie keinen Schild hatten, gab Uxlakanyana ihnen den ſeinen. Sie ſchlugen den Leoparden tot, aber der Handgriff des Schildes brach entzwei. Uxlakanyana ſah es und wurde ſehr böſe. Da gaben die Männer ihm einen Spieß und gingen davon.

Maſewe.

Eine Naoſage.

Es war einmal eine Frau, die hatte keine Kinder. Da ging ſie zu einem Maſewebaum, nahm von ihm zwei Früchte, legte ſie in einen Topf und deckte ihn vorſichtig zu. Nach ſechs Tagen hob ſie den Deckel auf und ſah, daß aus den Früchten Kinder geworden waren, die waren ſehr ſchön. Dieſe Kinder wuchſen heran und waren bald ſo groß und kräftig, daß ſie immer ihrer Mutter folgen wollten, wohin dieſe auch ging. Eines Tages ging ſie aus, um Waſſer zu ſchöpfen. Als die Kinder ſich herzudrängten, um ſie zu begleiten, verbot ſie es ihnen, und am anderen Tage wie den folgenden wollte ſie es ihnen auch nicht erlauben. Da weinten die Kinder und baten ſo lange, bis die Frau ſchließlich nachgab und ſie mit zu dem Waſſer nahm. Als ſie nun ſchöpfte, ſprach das eine Kind:

„Mutter, gib mir jenes Ding, das dort im Waſſer iſt!“

Die Mutter ſtieg ins Waſſer, fing einen Fiſch und gab ihn dem Kinde.

Das Kind aber nahm ihn nicht, ſondern ſagte:

„Nicht dieſes, jenes will ich haben!“

Die Frau ſtieg wieder in das Waſſer und fing ein Krokodil. Das Kind aber rief wieder:

„Nein, nein, ich will das Ding dort, das ſchöne.“

Die Mutter ſtieg noch einmal hinab und fing eine große Schlange; aber das Kind wollte ſie nicht haben, ſondern ſagte weinend:

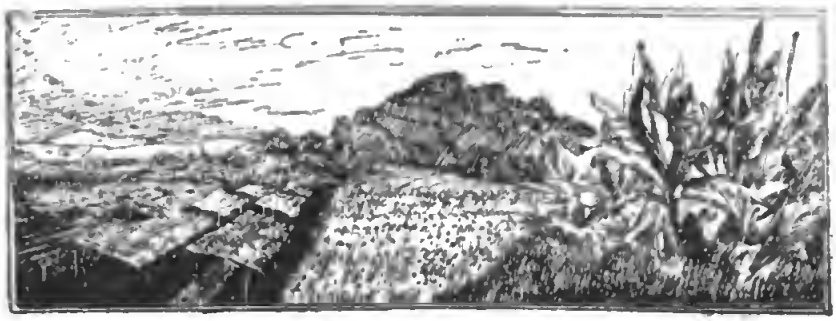
„Ich will jenes ſchöne Ding,“ und dabei wies es auf den Wiederſchein der Sonne im Waſſer. Die Mutter wurde aber ſehr zornig und ſprach:

„Ihr ſeid nie und mit nichts zufrieden; das kommt davon, daß ihr Maſewe ſeid.“

Da weinten die Kinder und liefen in ihr Haus zurück. Die Mutter ſuchte ſie zu beruhigen, aber weder ihr, noch den Leuten, die dazu kamen, gelang es. Die Kinder weinten immer mehr und ſagten:

„Warum haſt du uns Maſewe genannt? Nun kehren wir zurück, wo wir hergekommen ſind.“

Mit dieſen Worten liefen ſie davon nach dem Baume, von dem ihre Mutter die beiden Früchte gepflückt hatte. Viele Leute folgten ihnen, vermochten aber nicht, ſie einzuholen. Am Baume angekommen, ſprang das eine Kind in die Höhe, ergriff einen Aſt und wurde ſofort zur Frucht des Sewebaumes, und dasſelbe geſchah auch mit dem anderen Kinde.



Der Greif.

Naoſage.

Es war einmal ein Mann, der wohnte in der Wildnis mit ſeinen zwei Kindern, einem Knaben und einem Mädchen. Als ſeine Kinder kaum etwas heran-gewachſen waren, ging der Vater eines Tages an die Küſte. In der Nacht erhob ſich ein ſtarkes Geräuſch; denn ein Greif kam geflogen, ſetzte ſich auf das Dach des Hauſes, in dem die Kinder allein waren und machte ſie furchtſam, indem er ſprach:

„So, ihr Kinder, nun iſt mein Eſſen bereit! Wohin iſt euer Vater gegangen?“

Sie antworteten:

„An die Küſte.“

Der Greif ſagte:

„Gut! So will ich mein Eſſen haben.“

Da fürchteten ſich die Kinder und zeigten ihm die Hühner ihres Vaters. Die verzehrte der Vogel und machte ſich davon.

In der zweiten Nacht ſchlief der Vater an der Küſte. Der Greif kam wieder auf das Dach geflogen und ſprach zu den Kindern die gleichen Worte wie am Tage vorher. Da waren die Kinder ſehr ängſtlich und zeigten ihm die Ziegen ihres Vaters, die verſpeiſte er und flog fort.

In der dritten Nacht war der Mann nicht mehr ſehr weit von ſeinem Hauſe entfernt. Der Greif kam wieder auf das Haus geflogen und ſprach, wie er vordem geſprochen hatte. Die Kinder fürchteten ſich und zeigten ihm die Hunde. Die fraß er auf und flog davon.

Am folgenden Morgen kehrte der Vater heim. Er begrüßte ſeine Kinder, fand ſie aber krank und abgemagert. Deshalb fragte er ſie:

„Warum ſeid ihr ſo mager geworden, meine Kinder?“

Da berichteten ſie, was ſich in ſeiner Abweſenheit zugetragen hatte. Der Vater hörte ſchweigend zu und überlegte, wie er wohl am beſten des Greifes habhaft werden könne. Er hatte an der Küſte ſtarke Pfeile gekauft und hoffte, mit ihnen den böſen Vogel zu erlegen. Als die Sonne untergegangen war, begab er ſich mit ſeinen Kindern ins Haus, ſchloß die Türe zu und machte eine Luke in das Grasdach. Es dauerte gar nicht lange, bis der Vogel kam und ſich gerade vor der Luke auf dem Dache niederließ.

Er rief die Kinder und fragte:

„Wohin iſt euer Vater gegangen?“

Der Vater aber hatte den Kindern befohlen, den Greif wütend zu machen; deshalb antworteten ſie:

„Du Taugenichts und Böſewicht, warum läßt du uns nicht in Frieden? Du haſt unſere Hühner, Ziegen und Hunde gefreſſen, heute bekommſt du nichts!“

Da wurde der Vogel ſehr zornig und rief:

„Wie kommt es, daß ihr mich heute beſchimpft? Ich werde kommen und euch ſelber freſſen.“

Mit dieſen Worten verſuchte er, in das Haus einzudringen; aber der Vater nahm geſchwind ſeinen Bogen und ſeine Pfeile und ſchoß. Da fiel der Greif blutend zu Boden, und ein zweiter Schuß tötete ihn. Der Vater

ging nun mit ſeinen Kindern vor die Tür des Hauſes, wo der tote Vogel lag; ſie rupften ihn und bereiteten ihn zu, daß er gebraten werden konnte. Darauf legten ſie das Fleiſch an das Feuer, und der Vater ſprach zu den Kindern:

„Ich gehe jetzt auf das Feld. Gebt wohl acht, daß das Fleiſch gut gebraten iſt, wenn ich wiederkomme, und eßt nicht davon, denn ich will es allein eſſen.“

Der Knabe aber ſpürte Luſt, von dem Gericht zu koſten, trat herzu, hob den Deckel von dem Topf auf, in dem das Fleiſch war, und wollte eben zulangen, als er eine Stimme hörte, die rief:

„Iß mich nicht, iß mich nicht!“

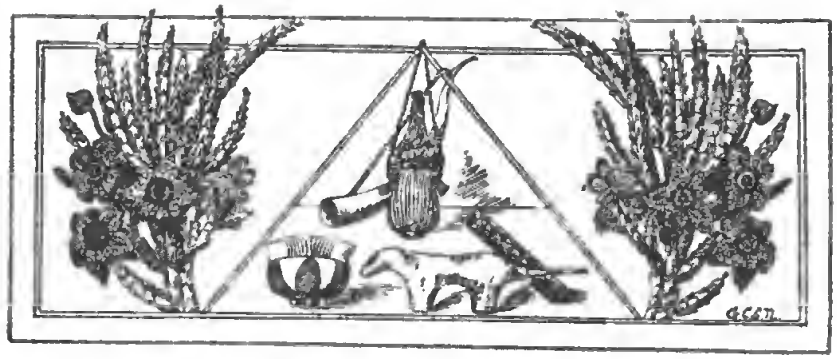
Da lief der Knabe davon. Bald aber kehrte er zurück, ergriff ſchnell ein Stück des Fleiſches und aß. Da erſcholl die Stimme des Fleiſches wiederum laut und deutlich, ſo daß die Schweſter des Knaben ſie hörte, herzulief und fragte:

„Warum haſt du von dem Fleiſch gegeſſen?“

Ihr Bruder wurde darauf ſehr böſe und ſchalt ſie und gab ihr allerlei Namen. Da lief das Mädchen auf das Feld zu dem Vater und erzählte ihm alles. Als beide bald darauf nach Hauſe zurückkehrten, fanden ſie den Knaben in einen Büffel verwandelt. Der Vater rief ihm zu:

„Wenn du Säbelantilopen ſiehſt, ſo folge ihnen nicht; wenn du Elefanten ſiehſt, folge ihnen nicht; wenn du eine Herde Büffel ſiehſt, ſo folge ihnen!“

Da rannte der Büffel davon und verſchwand in dem Walde; der Vater blieb mit der Tochter allein zurück.



Eine Kaffernkindergeſchichte.

Es waren einmal ein Mann und eine Frau, die hatten zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Da die Mutter der Kinder aber eine Kannibalin war, ſo hatte der Vater beide gleich nach ihrer Geburt zu ihrem Großvater geſchickt, bei dem lebten ſie und wuchſen auf. Als ſie nun groß waren, ſprachen ſie eines Tages zu dem alten Manne:

„Wir ſind lange genug hier geweſen; es verlangt uns heimzugehen, um unſere Eltern zu ſehen.“

Der Großvater antwortete:

„Werdet ihr auch zurückkommen? Ihr wißt doch, daß eure Mutter eine Menſchenfreſſerin iſt?“

Die Kinder aber blieben bei ihrem Vorſatz, und ſo willigte der Großvater ſchließlich ein und ließ ſie ziehen. Doch ehe ſie ſich auf den Weg machten, warnte er ſie noch und ſprach:

„Seht zu, daß nur euer Vater um eure Anweſenheit wiſſe und nicht eure Mutter. Meidet ſie!“

Als die Sonne untergegangen war, ſagte Kinazinei, der Knabe, zu ſeiner Schweſter:

„Laß uns nun gehen, meine Schweſter; denn der Weg iſt weit.“

Die ganze Nacht über ſchritten ſie rüſtig vorwärts und erreichten ihres Vaters Hütte kurz vor Sonnenaufgang. An der Tür der Hütte blieben ſie ſtehen und horchten, ob ſie der Mutter Stimme hören würden. Als ſie ſicher waren, daß nur der Vater daheim war, öffneten ſie und traten ein. Kaum ſah der Vater ſeine Kinder, als er vor Entſetzen die Hände zuſammenſchlug und ausrief:

„O meine Kinder, warum ſeid ihr hierhergekommen? Wißt ihr denn nicht, daß eure Mutter eine Kannibalin iſt? Sie wird euch töten, wenn ſie euch hier findet.“

Während er noch ſo redete, hörte man einen gewaltigen Lärm wie das Rollen von Donner; das war das Nahen der Menſchenfreſſerin. Schnell nahm der Mann ſeine Kinder in einen entlegenen Winkel der Hütte, bedeckte ſie mit Fellen und gebot ihnen, ſich ganz ſtill zu verhalten. Kaum hatte er ſie auf dieſe Weiſe ſorgfältig verſteckt, als die Mutter eintrat; in der einen Hand hielt ſie ein Tier, in der anderen den toten Körper eines Mannes. Plötzlich ſtand ſie ſtill, und mit rollenden Augen in dem Raume umherſpähend, ſprach ſie:

„Hier iſt etwas, das gut riecht! Ich glaube, meine Kinder ſind hier.“

Doch der Mann antwortete:

„Du träumſt! Wie ſollten deine Kinder hierherkommen!“

Sie aber beruhigte ſich nicht, ſondern ging von Ecke zu Ecke, immer dem Geruche nach. Als ſie zu den Fellen kam, hob ſie dieſelben hoch und fand die Kinder.

„Es tut mir leid um euch, meine Kinder, euch hier zu ſehen,“ ſagte ſie traurig, „denn mein Gelüſt nach Menſchenfleiſch iſt zuzeiten ſo groß, daß ich meiner eigenen Kinder nicht ſchonen kann. Ihr hättet nicht herkommen ſollen; denn ihr wußtet, daß ich eine Menſchenfreſſerin bin.“

Darauf bereitete ſie für ihren Mann und die Kinder das Tier zum Eſſen, für ſich aber den toten Mann. Als es nun Abend geworden war, legten ſie alle ſich ſchlafen. Der Vater aber nahm die Kinder ſchnell beiſeite und ſagte:

„Gebt wohl acht, ihr werdet im Magen eurer Mutter Menſchen tanzen, wilde Tiere brüllen und Hunde bellen hören. Dann wiſſet, daß ſie ſchläft. Steht alsbald leiſe auf und geht eilends fort; denn wenn ſie euch morgen früh ſieht, wird ſie euch verſchlingen.“

Es währte denn auch gar nicht lange, ſo hörten ſie einen entſetzlichen Lärm in dem Magen ihrer Mutter, und hurtig ſtanden ſie auf und machten ſich auf den Rückweg. Um Mitternacht erwachte das Weib und ward ſehr zornig, als es fand, daß die Kinder fortgegangen waren. Schnell ſtand es auf, nahm eine Axt und folgte ihnen. Als die Kinder hinter ſich ſahen, gewahrten ſie mit Schrecken ihre Mutter, die ihnen ſchon ganz nahe gekommen war. Sie waren zu müde, um ſchnell rennen zu können, und fürchteten ſich ſehr. Schließlich ſagte der Knabe zu dem Mädchen:

„Vielleicht werden unſere Tränen und Bitten unſere Mutter rühren. Laß uns ſtehen bleiben und ſie erwarten.“

Doch das Mädchen erwiderte:

„Sie iſt hungrig und wird weder unſerer Tränen, noch unſerer Bitten achten.

Doch der Knabe beharrte:

„Laß es uns verſuchen.“

Bald war die Kannibalin ganz nahe gekommen; da fingen die Kinder an, laut zu klagen und um ihr Leben zu flehen. Und wirklich wurde die Frau gerührt davon und kehrte um. Als ſie in ihre Hütte trat, ergriff ſie

ihren Mann, um ihn zu töten und zu eſſen; denn ſie war ſehr hungrig. Doch der wehrte ſich und rief:

„Ho, ho, wenn du mich töteſt, wer iſt denn dann dein Mann?“

Da ließ ſie ihm das Leben, machte ſich aber ſofort auf den Weg, um von nun an ihre Kinder zu verfolgen. Nahe bei dem Dorf ihres Großvaters holte ſie ſie ein und verſchlang beide. Dann ging ſie in das Dorf und verſchlang Männer, Frauen und Kinder und ſchließlich auch alles Vieh, welches ſich vorfand. Gegen Abend machte ſie ſich auf den Heimweg. Als ſie durch ein tiefes Tal kam, ſah ſie von weitem einen ſchönen, bunten Vogel, der wuchs zuſehends und war ſchließlich ſo groß wie ein Haus. Als die Frau ganz nahe gekommen war, fing der Vogel an mit lauter Stimme zu ſingen:

„Ich bin der ſchönſte Vogel dieſes Tales; warum kommſt du, mich zu ſtören?“

Während er ſo ſang, kam er langſam ſchrittweiſe näher und nahm ſchließlich der Frau ihre Axt fort; dabei ſang er immerzu. Die Kannibalin fing an, ſich zu fürchten, und ſprach:

„Vogel, gib mir meine Axt wieder, ich will dein Fleiſch ja nicht!“

Da riß der Vogel ihr einen Arm aus. Sie ſchrie laut auf vor Schmerz und ſprach:

„Vogel, gib mir, was mein; gib mir zurück, was du mir genommen haſt; dann will ich weitergehen.“

Doch der Vogel ſchien ſie gar nicht zu hören, ſondern ſang immer denſelben alten Sang:

„Ich bin der ſchönſte Vogel dieſes Tales!“

Da rief die Frau wieder mit lauter Stimme:

„Vogel, gib mir wieder, was du mir genommen haſt! Ich muß heimgehen zu meinem Mann und für ihn kochen!“

Da riß ihr der Vogel ein Bein aus, daß ſie zur Erde fiel. Der Vogel aber ſang weiter und weiter die nämlichen Worte. Als die Frau ſah, daß ihr Leben in Gefahr war, ſann ſie auf eine Liſt, um zu entkommen.

„Vogel," ſprach ſie, „du kannſt nicht gut ſingen. Ich will dich ſingen lehren, wenn du mir wiedergibſt, was mein, und mich gehen läßt."

Da breitete der Vogel ſeine Flügel aus und riß ihr mit ſeinem Schnabel den Magen auf. Aus dem Magen aber kamen hervor alle Leute und alles Vieh, das die Frau in den letzten Tagen verſchluckt hatte, und ſie ſelber ſtarb unter großen Schmerzen. Ihre eigenen Kinder kamen auch wieder zum Vorſchein, und die anderen Leute machten ſie zu Herren des Landes.

„Denn," ſprachen ſie, „durch euch ſind wir wieder zum Leben zurückgekommen; ihr habt uns alle gerettet."

Das Mädchen heiratete einen mächtigen Häuptling und Kinazinei die Tochter eines Häuptlings.

Warum die Hyäne ein buntes Fell hat.

Haussafabel.

Der Schakal war einst auf Fischfang gegangen und hatte einen großen Vorrat großer und kleiner Fische gefangen. Davon aß er, bis er gesättigt war; dann sprach er bei sich:

„Wer soll nun all die anderen Fische haben?"

Während er noch über diese Frage nachdachte, kam eine Hyäne des Weges.

„Schau, schau," rief der Schakal, „du kommst gerade im rechten Augenblick, liebe Hyäne! Siehst du all diese Fische?" Sie gehören mir, und du kannst nach Herzenslust davon essen."

Die Hyäne — gierig wie alle ihrer Familie — ließ sich das gesagt sein und verzehrte in ihrer Gefräßigkeit den ganzen Vorrat. Das verdroß den Schakal, der ihr schweigend zusah. Inzwischen kam ein Perlhuhn geflogen, ließ sich auf einen nahen Baum nieder und sang mit lauter, aber unmelodischer Stimme:

„Kikkal, Kikkal!"

Die Hyäne hatte eben den letzten Fisch verschluckt, als sie des schön gesprenkelten Gefieders des singenden Vogels ansichtig wurde.

„Ach, wer doch auch solch herrlich gflecktes Fell hätte!" rief sie neidisch. „Schakal, weißt du nicht, wer diese bunten Sprenkel macht?"

„Gewiß! Die mache ich," entgegnete der Gefragte.

„O ſo ſchmücke mich," bat ſofort die eitle Hyäne.

„J warum denn nicht," lachte der Schakal ſcheinbar gutmütig. „Nur mußt du mir zu der Arbeit ein ſcharfes Meſſer und etwas weiße Erde holen."

Bereitwilligſt trabte die Hyäne davon, um alsbald das Geforderte zu bringen. Von dem Zorn des Schakals wegen ihres gierigen Freſſens hatte ſie keine Ahnung. Sobald ſie mit dem Meſſer und der Erde zurückgekehrt war, gebot ihr der Schakal, vor ihm niederzuknieen. Kaum hatte ſie getan, wie ihr geheißen war, als der Schakal mit einer Hand ihren Kopf feſthielt, auf ihren Rücken ſprang und mit dem Meſſer tiefe Einſchnitte in ihr Fleiſch machte. Dabei ſang er unaufhörlich:

„Du fraßeſt meine Fiſche, Fiſche, Fiſche;
ich rudre nun auf deinem Rücken, Rücken, Rücken!"

Endlich gelang es der Hyäne, ſich loszureißen und mit ihrem blutgeſprenkelten Fell davonzuhumpeln. Der Schakal aber lachte unbändig.

Sprichwörter der Suaheli.

Haraka, haraka, haina baraka.

Eile bringt keinen Gewinn.

Ulimo hauna mfupa.

Die Zunge hat keine Knochen.

Kipya kinyemi, kigawa kionda.

Eine neue S[illegible]e iſt gut, ſelbſt wenn ſie eine Wunde iſt.

Hakuna msiba asiokuwa mwenziwe.

Es gibt keinen Kummer, der nicht ſeinen Gefährten hat.

Angurumapo simba, mteza nani?

Wer kann tanzen, wenn er einen Löwen brüllen hört?

Abadi, abadi; ukambaa watinda jiwe.

Immerfort, immerfort; die Schnur zerſchneidet den Stein. (Steter Tropfen höhlt den Stein.)

Udongo upate uli maji.

Gebrauche deinen Lehm, ſolange er naß iſt. (Schmiede das Eiſen, ſo lange es heiß iſt.)

Ndovu wawili wakisongana ziumiazo nyika.

Wenn zwei Elefanten miteinander kämpfen, ſo leidet das Gras.

Digitized by Google

Sprichwörter der Damara (Ovaherero).

Tyi ri meyo tya kend' eraka.

Was dem Zahn weh tut, ſchmerzt die Zunge.

Tya rondo ombaze maaty rondo omupindi.

Was den Fuß entlang kriecht, kriecht ſpäter das Schienbein hinauf.

Ngue ku tarere kongotue, mu tarera kongutue ngue ku tarere kekoro, mu tarera kekoro.

Sieht jemand dich von hinten an, ſieh' ihn auch von hinten an. Sieht dich jemand von vorne an, ſieh' ihn auch von vorne an.

Otyingundi tyi enda ku matyi orerua.

Ein Armer geht hin, wo ihm zugelächelt wird.

Ouye otyirunduruka onya yohorongo.

Die Welt iſt veränderlich wie das Horn des Kuduu. (Das Horn des Kuduu iſt im Anſatz glatt, hernach gebogen und gedreht.)

Sprichwörter der Herero.

Ache ngu mave hungire mae yaruka muo oveni.

Was man ſagt, fällt auf einen ſelber zurück.

Eyova kombanda, nozondunge moukoto.

Dumm nach außen, klug nach innen.

Ve se ve hungire ete; nanga ve tu hungire outuku nomutenya, ka pe nokupohoka otyihongo.

Laßt Menſchen reden; wenn ſie auch Tag und Nacht von uns reden, ſo bricht deshalb doch kein Geſchwür auf.

Sprichwörter der Betſchuana.

Thlotsa pele ga se shoa pele.

Wer zuerſt lahm iſt, ſtirbt nicht zuerſt.

Tau go bolaea ee sa dumeng.

Der Löwe, welcher tötet, iſt nicht derjenige, welcher brüllt.

Masa mantsi.

Es gibt viele Morgenanfänge.

Nama tsitela e thuba pitsa.

Wenn der Topf mit Fleiſch zu voll gefüllt wird, bricht er.

Pelo chula e ya mungoa eona.

Ein Herz voller Bitterkeit frißt ſich ſelber auf.

Choene mopalami ga lebale goba.

Der Hundsaffe kann klettern, aber er vergißt nicht, daß er klettern kann.

Hihing go choara noa ka dikobo.

Wenn es dunkel iſt, ſo haltet einander an den Kleidern feſt.

Sprichwörter der Kaffern.

Isikuni sinyuka nomkwezeli.

Ein Feuer verbrennt den, der es anfacht.

Akuko mpukane inqakulela enye.

Eine Fliege ſorgt nicht für die andere.

Izinto azimutaka Ngqika zonke.

Nicht jeder iſt Gaikas Sohn. (Gaika war der bedeutendſte und vom Glück begünſtigſte Häuptling in Südafrika im Anfange des 19. Jahrhunderts.)

Indonga ziwelene.

Mauern kämpfen miteinander.

Akuko ramnewa lingagqimiyo kowalo umseuma.

Jedes Tier ſchreit in ſeiner Höhle. (Jeder iſt Herr in ſeinem Hauſe.)

Yimbabala yolwantunge.

Er iſt ein Bock in einem endloſen Walde. (Er bleibt nicht ſtetig bei einer Arbeit.)

Sprichwörter der Zulu.

Aku 'ndhlela ingayi 'kaya.

Alle Wege führen nach Haus.

Wolibamba lingatshoni.

Wirke, ſo lange es Zeit iſt.

Inhlanzi itshelwa ng 'amanzi.

Der Fiſch ſitzt auf dem Trockenen.

Zuluſchlummerlied.

Tula mtwana!
unyoko kalimanga;
walibala innqoba,
innqoba is 'ematsheni.

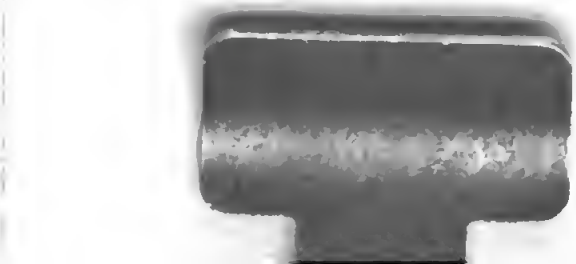
Kindlein, laß das Schreien ſein,
Mutter wird hübſch bleiben;
Brachte geſtern Wurzeln heim,
Wird ſie heut' zerreiben.

Lippert & Co. (G. Pätz'ſche Buchdr.), Naumburg a. S.

L12728

Digitized by Google

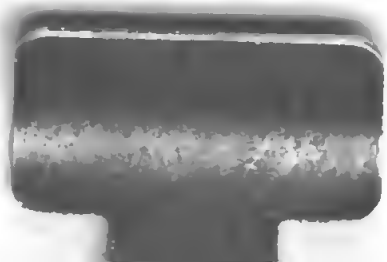
Wi
40.-



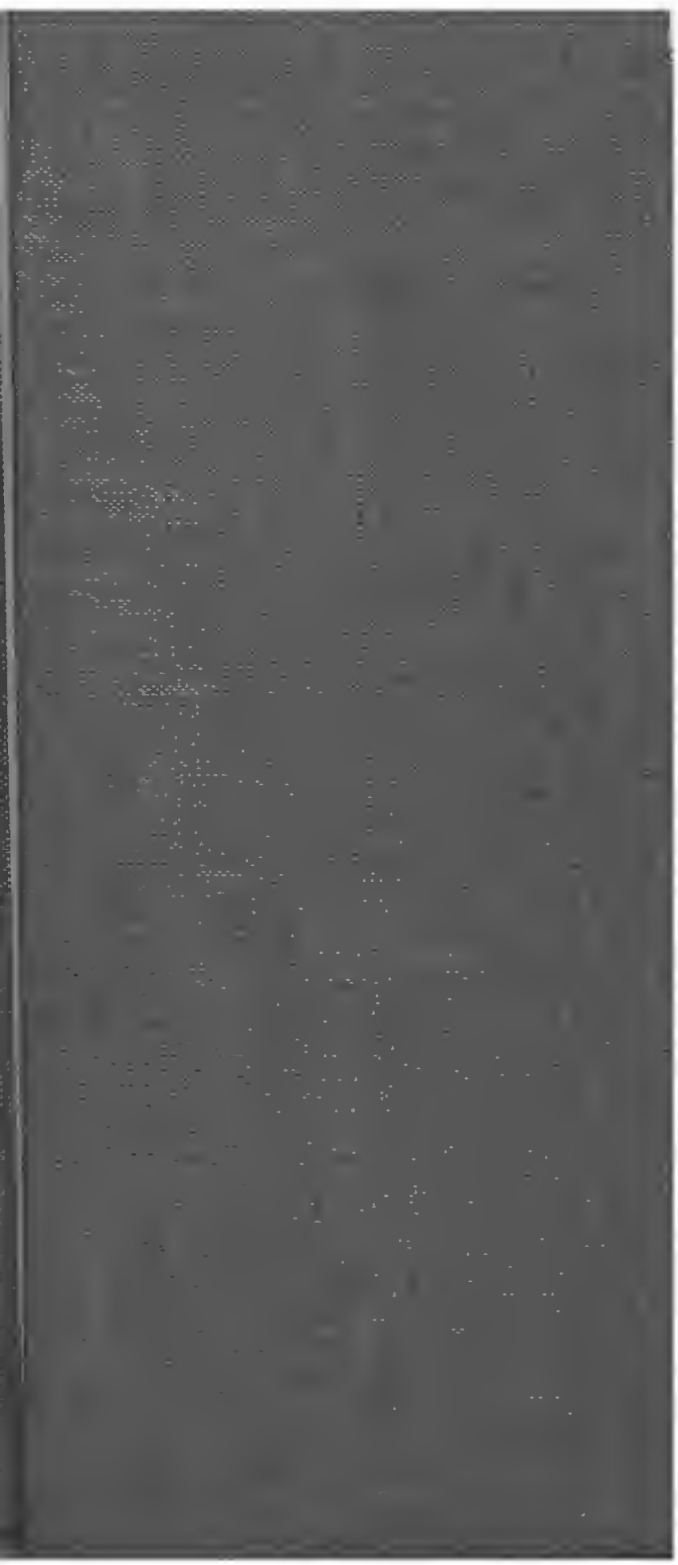
Digitized by Google

L12728

Wi
40.-



Digitized by Google



b89119119139
b89119119139a

89119119139

b89119119139a